Princeton University Library
32101 068183506

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

168

W. Fred

Der letzte Wunsch

und Anderes

München bei Georg Müller

W. Fred / Der letzte Wunsch

W. Fred pseud.
Alfred Wechsler

Der letzte Wunsch

und Anderes

München und Leipzig bei Georg Müller
1911

Copyright
M. C. M. XI.
by Georg Müller
in München

Der letzte Wunſch

(RECAP)
PT
495
.A97
.358

543317

Alles, was man Rechtsmittel nennt, war vergeblich angewendet worden. Nichtigkeitsbeſchwerde und ſo weiter. Er ſollte alſo gehängt werden. Der Verteidiger hatte auch ſchon alles Intereſſe an der Sache verloren, um ſo mehr, als ihm dieſer wahrhaft zyniſch zu nennende Menſch ausdrücklich verboten hatte, ein Gnadengeſuch zu machen, mit der Bemerkung: „Ja, und wenn die mich nun zu zwanzig Jahren verurteilen, das iſt ja noch ärger.“ „In zwanzig Jahren ſind Sie kaum fünfundvierzig,“ hatte ihm der Verteidiger geantwortet, und dann etwas von Undankbarkeit gemurmelt, als der verurteilte Mörder ihm erwiderte: „Und wenn einer fünfundvierzig iſt, was tut er dann mit ſeinem Leben?“

Es war um ſo kränkender geweſen, daß ſich dieſer junge Mann ſo verhielt, weil man in einer Zeit der Kompromiſſe lebte, kurz vorher gerade dieſer Rechtsanwalt in einem nicht mit Unrecht beachteten Hefte erklärt hatte, die Todesſtrafe ſei überhaupt abzuſchaffen, der Begriff der „Strafe“ ſei veraltet, nur das ſoziale Moment hätte eine Bedeutung, und es zudem durch eine — man begreift: — unverbindliche Mitteilung des Juſtizminiſters faſt verbürgt war, daß die Begnadigung erfolgen würde. Schon mit Rückſicht auf die Umſtände der Tat ſelbſt. Es ſei ein ganz junger Menſch geweſen, und wenn er nicht ſo ungeſchickt mit dieſer dummen Überheblichkeit überbildeter Menſchen vor den Geſchworenen auseinandergeſetzt hätte, wie lange er ſchon

den Entſchluß gefaßt gehabt hätte, ſeine Frau umzubringen, wie klug er ſich das Gift verſchafft hätte, wie er vorher ſchon ausgeſonnen hätte, auf welche Weiſe man ſtraflos bleiben könne — dann hätte man ſogar auf Totſchlag plädieren können. Was aber das Unerträglichſte war: jene Berufung auf das paſſionelle Element, in der dieſer Anwalt ſeine beſondere Begabung ſah, hatte auf ein Minimum reduziert werden müſſen, weil der Angeklagte bei der Hauptverhandlung ſich als ein verworfener Menſch erwieſen hatte, da er zum Schluß nicht etwa um Milde gebeten, ja, auf Sinnesverwirrung die Gehirne der Geſchworenen eingeſtellt hatte, ſondern mit einer ſachlichen Ruhe erklärt: „Ich habe meine Frau umgebracht, und wenn Sie ſie gekannt hätten, hätten Sie ſie auch umgebracht. Außerdem, ich geſtehe: ich habe lange darüber nachgedacht, ob man ſich nicht auch auf einem anderen Wege von dieſer Dame befreien könne —; aber ich wollte das Gefühl nicht mehr haben, daß ſie auf der Welt herumſchleicht. Nun, ſo habe ich ihr eines ſchönen Tages den Vorſchlag gemacht, ſie ſolle nach Auſtralien gehen, nie mehr etwas von ſich hören laſſen. Und weil ſie das nicht wollte, habe ich dann im Laufe von drei Monaten das nötige Gift methodiſch geſammelt, mich darüber informiert, wie man auftauchende Symptome unterdrücken kann, und es ihr in ſteigenden Doſen eingeſpritzt. Ich verſichere Ihnen" — es war die einzige Stelle ſeiner Rede, wo er etwas von Temperament zeigte —, „es war einer meiner ſchönſten Lebenstage, als ich durch genaue Kenntnis kliniſcher Lehrbücher vorausſagen konnte: in etwa fünf bis ſechs Stunden wird ſie endgültig auf-

hören, mein Leben zu ruinieren, und", ſetzte dieſer Mann unbegreiflicherweiſe vor den pſychiatriſchen Sachverſtändigen, die ihn für minderwertig erklärt hatten, hinzu, „es war für mich, ſo ſehr ich die landläufigen Begriffe von Schuld und Sühne ablehne, ein befriedigendes Gefühl zu wiſſen, daß ſie in dieſer letzten Todesſtunde für alles büßen werde, was ſie mir im Laufe unſerer ehelichen Beziehungen angetan hat."

Sie hatte dieſen Herrn nicht betrogen. So viel war, als erweislich wahr, feſtgeſtellt. Sie hatte nicht vergeudet, war um nichts hyſteriſcher geweſen, als Frauen das ſein müſſen, und ob nun der Richter, einer von den unerträglich humanen Leuten, den Mörder fragte, oder ſein Rechtsbeiſtand ihn unter vier Augen erforſchte, eine andere Erklärung, als daß dieſe Frau ihm eben unerträglich geweſen ſei und ihm keine andere hätte gönnen, ihn auch auf keine Weiſe hätte freigeben wollen, war nicht zu erlangen geweſen. O natürlich, man hatte nach allen Richtungen hin geforſcht, ob nicht vielleicht eine andere Frau im Spiele geweſen ſei, oder ſonſt Neigungen des Angeklagten, die ihn des Geſetzesparagraphen vom unwiderſtehlichen Zwange hätte teilhaftig werden laſſen, vorhanden geweſen; aber nichts anderes war zutage getreten als die nackten, in einigen Sätzen mitzuteilenden Tatſachen:

Er war in einem kleinen Ort groß geworden, in München auf die Univerſität getan worden, hatte die Tochter eines durchaus achtbaren Mannes kennen gelernt, ſeinen juriſtiſchen Doktor gemacht, ſie geheiratet und fünf Jahre darauf ſie in der früher geſchilderten Weiſe er-

mordet. Ein einziges Mal war er während der Verhandlung etwas aus ſich herausgegangen und hatte geſagt: „Ja, das größte Unglück war eben, daß ich während meiner Studentenzeit nicht genug mit anderen bequemen Frauenzimmern zu tun gehabt habe.“ Es läßt ſich nicht verſchweigen, daß dieſe Bemerkung für die Rede des Verteidigers alles unmöglich machte, was auf das Gemüt der Geſchworenen und des Richterkollegiums hätte einwirken können.

Es war nun ſo weit, daß in drei oder vier Tagen die Hinrichtung ſtattfinden ſollte. Wenn einer von den Beamten des höchſt humanen Gefängniſſes über dieſe Tatſache hinweggleiten wollte, ſagte der Verurteilte mit einem Blick auf das Strafgeſetzbuch, das er ſich als Lektüre erbeten hatte: „Ich mache Sie darauf aufmerkſam, daß wir noch nicht ſo weit ſind, daß Sie mich überraſchen dürfen. Ich habe das Recht, es mindeſtens vierundzwanzig Stunden vorher zu wiſſen. Ich füge auch hinzu: ich bin mir nicht im Unklaren darüber, daß man bei ſozuſagen gebildeten Menſchen von der alten Übung der Henkersmahlzeit oder, ſagen wir etwa, des letzten Wunſches abſehen kann; aber ich möchte Sie bitten, das in meinem Falle zu unterlaſſen.“

Der Anſtaltsbeamte hatte es ſeinerſeits ſchon aufgegeben, ſich mit dieſem Herrn in dialektiſche Unterhaltungen einzulaſſen. Er ſagte nur einfach: „Bitte.“ Und es fuhr ihm durchs Gehirn: Alſo ſo ein Menſch, der ſich die ganze Zeit über bemüht, ganz auf der Höhe zu ſcheinen, legt Wert auf das gute Eſſen und die paar Zigaretten, die er da bekommen ſoll! Meinetwegen!

Nun ereignete ſich, was in den Zeitungen kaum angedeutet worden iſt. Die Herren hatten eben die Verwerfung der Nichtigkeitsbeſchwerde, der Reviſion, die Endgültigkeit des gefällten Urteils mitgeteilt, der Verteidiger machte dazu das Geſicht: in die Sache hätte ich mich lieber gar nicht eingelaſſen, als derjenige Beamte, dem der Häftling ſeinerzeit von der Henkersmahlzeit und dem letzten Wunſch geſprochen hatte, ſagte: „Ja, und was wollen Sie nun zu eſſen haben?" Der Herr, der am nächſten Tage geköpft werden ſollte, lächelte nicht einmal, und es war kaum die Spur eines verweiſenden Tones in ſeiner Antwort, als er ſagte: „Es handelt ſich durchaus nicht um die Feſtſtellung einiger Speiſen, die ich wünſche. Ich habe auch durchaus nicht das Bedürfnis, mich zu betrinken. Es wird Ihnen ja auch nicht unbekannt ſein, daß ſelbſt nach dem Wortlaut unſerer Strafvollzugsordnung es ſich um die Gewähr eines letzten Wunſches handelt. Ich möchte nun dieſen letzten Wunſch äußern: ich wünſche, in dieſer Nacht nicht allein zu ſchlafen." Als der Anſtaltsarzt, der dabei zu ſein die Gewohnheit hatte, wenn ſolche, man darf wohl ſagen, endgültige Beſprechungen ſtattfanden, innerlich „Aha!" machte, und der Anſtaltsgeiſtliche, der bisher wirklich ſehr überflüſſig geweſen war, den rechten Daumen um den linken drehte mit dem Gefühl: „Jetzt aber kommt meine Stunde," als weiterhin ſämtliche Funktionäre auf den glorioſen Einfall kamen, daß man ſich an irgendeine Diakoniſſin wenden werde, der Arzt ſich dazu dachte: „Betäubungsmittel, eine Injektion . . . wir ſind human" — hatte der Verurteilte auch ſchon geſagt: „Oh, bitte, ich will das Schamgefühl

der Herrſchaften gar nicht verletzen, aber ich meine es ſo: daß ich dieſe letzte Nacht mit einer hübſchen und zärtlichen Dame zubringen möchte."

Wenn der Mann nicht am nächſten Tage hätte geköpft werden müſſen, dann hätte der Anſtaltsdirektor ſofort gewußt, was man in ſo einem Falle tut: man ſteckt ihn in eine Iſolierzelle, gibt ihm nur Waſſer und Brot zu eſſen, verſtändigt ſich mit dem Arzt über die Möglichkeit eines acht- bis zehnſtündigen Dauerbades und erzählt dann abends am Stammtiſch, was für eine Lächerlichkeit dieſer Humanitätsduſel in Wirklichkeit ſei. Da bringe einer ein unſchuldiges, vierundzwanzigjähriges Weib um und verlange zum Schluß noch eine hübſche und zärtliche Dame. Da der Herr aber den nächſten Morgen geköpft werden mußte, blieb den ſämtlichen Funktionären (mit einziger Ausnahme des Arztes) nur jene Möglichkeit, die für Behörden überhaupt ſehr reizvoll iſt, nämlich: dem höchſten Vorgeſetzten den Tatbeſtand telegraphiſch mitzuteilen und ihn um Weiſungen zu erſuchen. Der Arzt tat natürlich auch nichts anderes; aber er dachte ſich wenigſtens: „Hier ſetzt die Pſychiatrie ein." Und es ſchwebte ihm eine Kette luſtreicher Ereigniſſe vor: eine Beſprechung mit den Zeitungsberichterſtattern, denen gegenüber er zurückhaltend, aber immerhin mit einiger Ausführlichkeit und nicht unter Verzicht auf die Nennung ſeines Namens und ſeiner beſonderen fachlichen Meinung ſich äußern werde, dann ein Aufſatz in dem geleſenſten Blatt der Stadt, in dem er, von dem Einzelfall ausgehend, ſeine Kenntnis der einſchlägigen Literatur beweiſen, ſeine wiſſenſchaftlichen Folgerungen werde ins

Licht ſetzen können, und ſchließlich dann noch eine umfangreiche Abhandlung in einem wiſſenſchaftlichen Archiv: Kaſuiſtik des ganzen Vorganges, Beobachtungen während der Haftzeit, der letzten vierundzwanzig Stunden, Geneſe eines ſolchen Wunſches, Aufdeckung von Hemmungen, ärztliche Beurteilung der Inkongruenz zwiſchen Begierden dieſer Art und einer zweifellos beſtehenden Angſtvorſtellung — kurz, im Gegenſatz zu dem Verteidiger, deſſen Mundwinkel deutlich ausdrückten: „Das hat noch gefehlt!“ war der Medizinalrat ſehr durch dieſe ſonderbare Form eines letzten Wunſches erfreut.

Aber wie die Dinge im Leben ſtehen, hatte gerade der Rechtsanwalt die größten Unannehmlichkeiten. Es geſchah zweierlei: der Juſtizminiſter, der das Telegramm von einem beſchämt errötenden vortragenden Rat vorgeleſen bekam, ſagte: „Telegraphieren Sie den Eſeln: der Mörder iſt der einzig vernünftige Menſch, den es dort gibt. Die Strafprozeßordnung geſtattet ihm die Erfüllung eines letzten Wunſches nach Maßgabe der dafür gewohnheitsmäßig angewieſenen Staatsmittel oder ſeines eigenen Vermögens. Und für die Erfüllung hat ſein Rechtsbeiſtand zu ſorgen. Ich wünſche übrigens genauen Bericht.“ Zweitens hatte aber dieſer verworfene Mörder in ſeinem letzten Willen erklärt, ſein ſich auf 137 000 Mark belaufendes Vermögen falle ſeinem Rechtsbeiſtand zu, wenn der bis zur letzten Sekunde ſeiner Exiſtenz ihm „zur Seite ſtehe“; andernfalls ſolle dieſes Vermögen einer Anſtalt „zur Hebung der Sittlichkeit“ zufallen, auch das aber nur unter der Vorausſetzung, daß dieſe durch ihren Syndikus oder eine ſonſt geeignet erſcheinende Perſön-

lichkeit für die Erfüllung ſeiner legalen Wünſche bis zu ſeinem Ableben ſorge.

Um ein Viertel neun Uhr abends telegraphierte der Anſtaltsdirektor an den Verteidiger: die Sache ſei nun einmal ſo, daß der Rechtsbeiſtand für dieſen Wunſch zu ſorgen habe. An eine Verlegung der Exekution ſei nicht zu denken, der Scharfrichter hätte in den nächſten Tagen irgendwo anders zu tun. Er möchte alſo bitten . . . Im übrigen ſei als Zeit, die man behördlicherſeits für „Nacht" zu erklären habe, kalendermäßig ſchon eine frühere Stunde anzuſehen, und er erſuche deshalb um Beſchleunigung. Die nötigen Papiere, Aufenthaltsberechtigung der in Frage ſtehenden Perſon und ſo weiter lägen bereit. Der Verteidiger möchte nicht übeſehen, daß eine Nichterfüllung dieſer im Strafgeſetzbuch ausdrücklich vorgeſehenen Möglichkeiten den Häftling berechtigen würde, am nächſten Morgen die Exekution als ungeſetzmäßig abzulehnen; er weiſe auf den dem Kollegen wohl bekannten Paragraphen hin, daß, wenn einmal die Ankündigung einer Hinrichtung auf eine beſtimmte Zeit feſtgeſetzt ſei und infolge einer Vernachläſſigung von ſeiten des „in Frage Kommenden" dieſe „dem Geſetze entſprechend" abgelehnt worden ſei, dann eine Hinrichtung an einem anderen Zeitpunkt überhaupt nicht mehr ſtatthaft ſein würde. Im übrigen beehre er ſich, in der Anlage Abſchrift der von Seiner Exzellenz dem Herrn Juſtizminiſter eingegangenen Antwort einzuhändigen und erwarte mit Beſtimmtheit die umgehende Regelung dieſer Angelegenheit.

Der Herr Rechtsanwalt erklärte zuerſt ſeinem Bureauvorſteher, der ihm den Fall verſchafft hatte, er ſei ent-

laſſen. Zweitens ging er ins Kaffeehaus, ſetzte ſich an einen Tiſch, an dem gelegentlich Literaten ſaßen, weil er die ganz vernünftige Anſicht hatte: wenn man über eine Sache erſt eine Zeitlang geredet hat, iſt ſie ſchon beſſer. Aber ſo hübſch die Herren die ganze Geſchichte fanden, — wie man es jetzt einrichten ſolle, daß der Häftling in ein paar Minuten eine hübſche und zärtliche Dame bekäme, das wußten ſie auch nicht. Anderſeits waren alle einig, daß der Rechtsanwalt dieſen letzten Wunſch durchſetzen müſſe. Erſtens, weil geradezu etwas Großartiges und Tiefgründiges in dieſer Äußerung eines letzten Wunſches gelegen war, und dann auch, weil die 137000 Mark ſonſt einem Verein zur Hebung der Sittlichkeit zufallen würden und man derlei antiſoziale Scherze auf keinen Fall machen dürfe.

Um die Pflichttreue des von uns früher nicht mit allzu großer Sympathie — wie von mir zugeſtanden werden muß — charakteriſierten Verteidigers in Straffachen zu beweiſen, ſei mitgeteilt, daß er im Kaffeehaus ſeine Augen hilfeſuchend überall hinſchickte, wo er Rat oder Beiſtand in irgendeiner Form in dieſer Angelegenheit vermuten konnte. Aber es kam dabei nichts anderes heraus, als daß ſich eine junge ſchwarzgekleidete Dame, ſo hübſch, ſo vornehm, ſo elegant und ſo gar nicht — habſüchtig ausſehend, daß man etwa an ſie als Helferin hätte denken können, mit einiger, ſicher nur ſachlicher Neugier zu dem Tiſch gedreht hatte, an dem der Herr Rechtsanwalt ſeine Miſere explizierte, daß ſie ſchließlich ſogar einen Herrn, den ſie kannte und der da ſaß, zu ſich winkte, um ſich den Fall erzählen zu laſſen. Aber das war auch alles. Sie ging dann fort, und der Herr Rechts-

anwalt hatte nicht einmal die Befriedigung, daß ſie ſich an ihn perſönlich um Details gewendet hatte. Beim Zahlen ſagte er dem Kellner: „Es hat doch wirklich gar keinen Sinn mehr, in das Kaffeehaus zu kommen; die richtigen Leute trifft man ja doch nicht," wobei der logiſche Fehler nicht zu überſehen iſt. Denn er konnte ja doch nur gemeint haben: der mir ebenbürtige geiſtige Verkehr iſt hier nicht anzutreffen. Aber irgendwie hatte ſich das in ſeinem Gehirn verwandelt, und es klang faſt ſo, als mache er der Geſchäftsführung einen Vorwurf darüber, daß ſie ihm in dieſem Falle nicht behilflich geweſen ſei.

Nicht ganz ſo planlos, wie er es ſpäter ſeiner Frau darſtellte, und auch nicht nur zu dem Zweck, um ſeinem überlaſteten Kopfe Erleichterung durch die friſche Luft zu verſchaffen, ging er dann durch die Straßen. Aber es muß feſtgeſtellt werden: er hatte kein Glück. Immer mußte er ſich ſelbſt eingeſtehen, daß die Damen nicht gerade das waren, was man „hübſch und zärtlich" nennen konnte, und daß es wirklich eine entſetzliche Situation ſein würde, wenn ihm der Delinquent in der Frühe dann mitgeteilt hätte: „Herr Rechtsanwalt, Sie ſcheinen eine ſonderbare Vorſtellung von hübſchen und zärtlichen Damen zu haben." Und das einzige Mal, wo er mit dieſen Bedenken fertig geworden war, wo ihm auch die übrigen Umſtände zur Erreichung des Zieles angemeſſen erſchienen, wurde er, nachdem er ſich zurückhaltend, aber doch, da es ſich ja ſchon der Örtlichkeit wegen, um die es ſich handelte, nicht vermeiden ließ, mit der nötigen Klarheit ausgeſprochen hatte, um was es ſich handelte,

mit einer Heftigkeit, die man faſt Entrüſtung nennen könnte, zurückgewieſen. Was ſich dieſe Dame bei dem Vorſchlage dachte, war am beſten durch die Art, wie ſie ihn zurückwies, klar geworden. Denn nachdem ſie zuerſt den Herrn für einen Alkoholiker, ſpäterhin für einen Erkrankten, ſchließlich für einen Mann mit ſonderbaren Phantaſievorſtellungen erklärt hatte, beſchimpfte ſie ihn, und ich ſage genug, wenn ich erkläre, der Rechtsanwalt iſt errötet. Erröten iſt wohl ſchon das Äußerſte, was Rechtsanwälte tun.

Nach einigen Minuten entſann ſich dieſer bedauernswerte Mann, den ſein Beruf in ſolchen Konflikt gebracht hatte, daß man ſich vielleicht möglicherweiſe einer alten Frau anvertrauen könne, daß Frauen ja das Talent haben, jene Seite herauszufinden, die an einer ſolchen mißlichen Geſchichte noch die beſte iſt. Er entſann ſich auch einer gefälligen Frau, die ihm gelegentlich in weniger komplizierten Umſtänden hilfreich zur Seite geſtanden war, und er ſchritt in der Stubenſtraße vier Treppen links hinauf, wo auf einem kleinen emaillierten, ovalen Schilde der Name „Eugenie Bumke" ſtand, ſchellte, antwortete mit einem unſicheren Gefühl auf das Grinſen der ihm öffnenden Bumke, ſetzte ſich dann auf einen ihm nicht unbekannten Schaukelſtuhl, richtete ſeine Augen auf einen Kupferſtich, der die Kaiſerkrönung Wilhelms I. in Verſailles darſtellte und etwas von Stockflecken verunſtaltet war und gab dann ſeine Gewiſſensnöte von ſich.

O nein! Frau Bumke war nicht diejenige, die einen alten Kunden in Verlegenheit ließ, und es war ihr auch nichts Menſchliches fremd, o nein — und eine leiſe Träne

quoll aus ihren dicken Augenſäcken hervor, jene Träne, die ſie immer in Bereitſchaft hatte, wenn es ſich — man nehme nur ein Beiſpiel unter vielen! — um die Erlangung eines Extra-Zehnmarkſtückes handelte. Daß von ſolchem kleinlichen Getue hier nicht die Rede war, ſah die gute Bumke. Man iſt nicht umſonſt jahrelang in einem Metier tätig, das Körperliches und Seeliſches, Gewalttätiges und Anmutiges vereint, und in dem man die Gelegenheit hat, in die Tiefen menſchlicher Seelen Einblicke zu gewinnen. So hatte ſie gewiß reiflich darüber nachgedacht, bevor ſie ihrem Gaſt eröffnete: „Ja, die dicke Ella, die tät's ſchon, weil ſie dann das Maul ſo voll nehmen könnte; aber wenn ſie nun ‚hübſch und zärtlich' ſein ſoll und ſo gleich . . . und die, was da drin in dem grünen Zimmer ſitzt, nein, die iſt Ihnen ſo, daß ſie mir, ich weiß nicht was, antut. Die hat's ja mit der Feinheit, bis daß ſie einem den letzten Groſchen abpreßt, nu verſteht ſich. Ach, Herr Doktor, das geben Sie nur auf, und wer weiß, wozu es dem Menſchen noch gut iſt, und ich möchte auch nicht — wenn man nu alt wird und man ſchläft ſchlecht, was kommen einem da für Gedanken? Und wenn ich da an den Armen denken müßte — und geleſen hat man doch auch in ſeiner Zeitung alles, und ſein Geiſt käme und er ſagte einem da nu immer wieder: ‚Frau Bumke! Frau Witwe Bumke! Einen Wunſch habe ich noch gehabt, und nu war ſie nicht hübſch und zärtlich.' Nein, Herr Doktor, das tu ich Ihnen nu nicht."

Der Herr Verteidiger in Straffachen zündete ſich auf der Treppe eine Zigarre an. Er ſagte ſich: das Kuppelei-

geſetz bei uns verdient eine energiſche Reviſion durch die vorbereitende Kommiſſion. So, wie es jetzt iſt, taugt es gar nichts; braucht man die Leute, dann kommt nichts heraus dabei, und ſonſt ... Er verlor ſich in kriminal-anthropologiſche Gedankengänge, und für ſeine ſubjektiven Zuſtände war das auch das Beſte. Dann fiel ihm ein, daß es irgendwo einen Paragraphen gäbe, demzufolge man die Erfüllung eines Wunſches davon abhängig machen könne, ob er nicht gegen die guten Sitten verſtoße, oder ob nicht gerade das Verſagen dieſes Wunſches das Intereſſe des Klienten beſſer wahrnähme, als das unbedachte Tun, was der ſelbſt nun gerade wolle ... und als er beim nächſten Poſtamt war, ging er in die automatiſche Fernſprechſtelle, rief den Anſtaltsdirektor an und ſagte ihm: „Hören Sie, Herr Direktor, in der Sache mit dem morgen ..." und bekam die Antwort: „Hören Sie, Doktor, das haben Sie glänzend gemacht! Wo haben Sie die denn her? Wenn man ganz gewiß wüßte, daß man in der letzten Nacht ... na, vielleicht brächte man ſeine Alte auch um!" Der Herr Rechtsanwalt ließ ſich dieſe Worte wiederholen; er hatte zuerſt abſolut nicht begriffen, was da vorgegangen ſei; dann fiel ihm ein: daß ſich irgend jemand geirrt haben könne, — die Leute im Gefängnis ſind keine Freunde langer Auseinanderſetzungen —, der Irrtum iſt zu meinen Gunſten ausgegangen; morgen früh wird ſich alles irgendwie aufklären. Ganz ſchnell überlegte er noch: ein Telephongeſpräch iſt kein rechtsgültiger Nachweis, den man zu den Akten als Beſtätigung legen kann, daß die Erfüllung des von dem Klienten geäußerten letzten

Wunſches durch ſein Zutun erfüllt worden ſei, warf alſo in den automatiſchen Schalter noch ein Groſchenſtück, verlangte die „formelle Beſtätigung", und teilte dann ſeiner zu Hauſe wartenden ehelichen Gattin mit, daß er überarbeitet und auch ſeeliſch zerrüttet ſei. Es ſei denn doch nichts Leichtes, zu warten, wie ein anderer Menſch ſeine letzte Nacht zubringe, und er könne den Anblick eines andern Menſchen nicht ertragen. Man möge alſo mit dem Abendbrot nicht auf ihn warten. Und er ging, als das erledigt war, vorerſt in eine Weinſtube und dann in ein anderes Lokal, in dem allerdings die Angabe, daß man dort andere Menſchen nicht ſehe, vor weltkundigen Richtern — gibt es andere? — nicht beſtanden hätte.

In den Kreiſen der Gefängnisbehörde gab es eine gewiſſe Spannung, wie das am andern Morgen ſein werde. Ich möchte nicht ausmalen, wie ſich die einzelnen Charaktere zu dieſer Frage verhielten, wie die einen eine geringe Hoffnung auf das Vorkommen eines pikanten Zufalles hatten, die anderen irgendwo in einem verirrten Gefühl ein Unbehagen, daß es doch entſetzlich ſei, den Menſchen gerade dann . . . Na, aber es muß eben ſein. Ich unterlaſſe auch alle Wertungen, die in den Geſprächen niederer und höherer Angeſtellten über die ſittliche Bedeutung dieſes letzten Wunſches klar oder dumpf hervortraten, ich verzichte darauf, ein Telephongeſpräch wiederzugeben, das zwiſchen 11 und 1 Uhr nachts der Anſtaltsdirektor mit dem Vortragenden Rat des Juſtizminiſteriums im Auftrage Seiner Exzellenz ſelbſt hatte; es genügt die folgende kurze Darſtellung:

Ein Viertel nach ſechs Uhr betrat der Nachrichter mit ſeinen Gehilfen, dem Staatsanwalt, dem Verteidiger, der raſch ſeinen ſchwarzen Gehrock angezogen hatte, dem Präſidenten des Gerichtshofes, der die Verurteilung ausgeſprochen hatte, einem etwas grünlich ausſehenden jungen Beamten, der als Protokollführer beſtimmt war, dem Arzte, der den Delinquenten daraufhin unterſuchen ſollte, ob er auch geſund genug ſei, um hingerichtet zu werden, dem Anſtaltsgeiſtlichen, der allerdings von vornherein ein abweiſendes Geſicht machte, denn „morden, ja ... aber dieſe Geſchichte der letzten Nacht ... da könne wirklich ein Diener Gottes nur eine ſtille Bitte an den Herrn richten, er möchte dem armen Sünder verzeihen ...“ — kurz, die ganze Kommiſſion betrat die Zelle, fand den Verurteilten auf ſeinem Bette liegend, angekleidet, die Augen zur weißen Decke hinaufgerichtet. Ich möchte gerne Näheres mitteilen, aber die Herren, die dieſen Anblick genoſſen, ſind in ihrer Beſchreibung darüber erſtens von Anfang an uneins geweſen, zweitens aber haben ſie im Verlaufe der Tage, als über die Geſchichte dann natürlich geredet wurde, ihre Mitteilungen ſoviel-mal verändert und ausgeſtaltet, daß dem Freund einigermaßen zuverläſſiger Darſtellungen nichts Exaktes darüber zu ſagen möglich iſt. Geſchloſſen werden kann nur, daß die junge Dame das Lokal ſchon früher verlaſſen, daß der Verurteilte es auch nicht für notwendig gefunden hatte, ſein Erlebnis irgend jemandem mitzuteilen, daß er überhaupt verzichtete, auch nur ein einziges Wort noch zu ſprechen, und daß man über alles, was vorgefallen iſt, alſo nichts wüßte, wenn nicht die hübſche und zärtliche

Dame nach einiger Zeit es doch nicht mehr ausgehalten und einiges darüber erzählt hätte.

Wie ſich nun alles abgeſpielt hat, kann ich nicht ſagen. Man kann ſichs nur zuſammenreimen aus dem, was die junge Frau ſpäter erzählt hat, aus einem ſeltſamen und von ſehr wenigen Menſchen verſtandenen Blick ihrer Augen. Und eigentlich müßte man ja in allen ſolchen Fällen der liebe Gott ſein, um zu wiſſen, was da geſchehen iſt; er iſt allwiſſend, und hätte er einmal nicht genau aufgepaßt, ſo hat ihm ſicher dann oben der arme Sünder im Himmel — denn er iſt hingekommen — erzählt, wie alles geweſen iſt.

Jene hübſche Frau, die im Kaffeehaus am Nebentiſch geweſen war, iſt, ohne ſich viel Gedanken darüber zu machen, warum ſie es tue, und ob man ſo was überhaupt könne und dürfe, in die Strafanſtalt gegangen, hat ſich in das Amtszimmer des Direktors führen laſſen und geſagt: „Es iſt wegen des Mannes, der morgen ...“ Mehr hatte ſie nicht ſagen müſſen. Der Beamte hatte gelächelt, auf ſein Tiſchtelephon gedrückt, einen andern Beamten rufen laſſen, und dann war ſie durch Gänge gegangen, war ſehr verwirrt geweſen, eine Tür hat ſich geöffnet, und ein junger Menſch war vor ihr geſtanden, ein bißchen blaß, und im erſten Augenblick war es wohl ſo geweſen, als wollte er irgend etwas ſagen, das höhniſch geklungen hätte, als ſtünde er ganz über der Situation, mache nur einen Witz, der die andern kränken ſolle. Aber dann war ſein Geſicht wieder ſehr weich geworden, wie das eines Kindes, und ſie hatte

ſeine Hand genommen, als die andern fort waren, und erſt viele Stunden ſpäter ſprachen ſie miteinander.

Sie hatte mit irgendeinem Satz davon ſprechen wollen, ob es nicht doch irgendeine Rettung noch gäbe, und er hatte die linke Hand über ihre Augen gelegt und war lieb mit der Hand über ihr Geſicht gefahren, ſo als wolle er ihren Mund ſchließen: „Nein, nein, da gibt es nichts, ſoll auch nichts geben, und wenn, ſo wäre es auch gar nicht mehr ſchön dann, ſo ſchön wie's wirklich war . . .“

Sie hatte ſich nun zu ihm gebeugt und hatte in ſeinen Augen geſehen, daß Reden nicht viel helfen werde; aber ſie dachte, mit ein paar Blicken kann man vielleicht doch eine Ahnung bekommen. Was iſt alles in dem Menſchen vorgegangen, daß er kühl eine junge Frau hat umbringen können? Kalt auf ſeine Hinrichtung warten? Und im letzten Augenblick als letzten Wunſch verlangen, man ſolle ihm eine Frau herführen? Was kann er ſich gedacht haben? Iſt's wirklich ſo, daß er nur irgendeine Frau wollte, und war's trotz allem alſo dann ſchade? War's zuviel, was ſie ihm geſchenkt hatte?

Aber dann begann er zu erzählen. Nicht etwa, daß er erklärt hätte, wie unglücklich er geweſen war, wie die andere ihn gequält, oder über ſeine Pläne und die Zufälle dabei. Nein, es wurde ganz heiß in ihm, und manchmal quollen ſonderliche Worte in ihm auf, die nur ſo aus der Ferne zu ihr kamen, und ihr tat das Herz manchmal ganz weh:

„— — Ein dummer Bub bin ich geweſen, hab' geglaubt, daß mich irgendwo ein großes Glück erwartet,

geglaubt, wenn eine Frau für mich die erſte iſt, müßte ich auch für ſie der erſte ſein. Und noch bevor ich die Tote dann gekannt hatte, habe ich mich aufgeſpart auf ſie, und wenn es heiß in mir aufgeſtiegen iſt, und es ein Schmerz war, von Sehnſucht, mit einem Mädchen nur ein bißchen zärtlich ſein zu dürfen, oder auch nur ſo einen Kuß raſch in einem dunklen, dämmernden Tor bekommen — — nein, da hab' ich mich feſt zuſammengenommen. Es hat nicht ſein ſollen, und ſelbſt dann, als es ausgemacht war, daß ich ſie heiraten werde, wir waren keine vergnügten Brautleute. Einmal hat mir ſogar ihr Vater geſagt: ‚Machen Sie das Kind nicht unglücklich mit Ihrer Kälte.' Und ich muß ihn ganz entgeiſtert angeſchaut haben, wie er das Wort ‚Kälte' geſagt hat; denn in mir hat es ja gebrannt in dieſen langen Monaten, aber es hat nicht ſein ſollen, ich hatte es mir vorgenommen, dann erſt ſollte alles Glück kommen, aber nicht früher. Und jetzt will ich das Sonderbare ſagen: es iſt gekommen, das Glück, zuerſt. Ich weiß nicht, ob ſie ſchön war. Ich weiß nur, daß ſie aufgewacht iſt unter meinen Händen, und daß ich aufgewacht bin, daß ich einmal in der Früh', wie ich ins Amt gegangen bin, plötzlich geſpürt habe, daß die Luft warm, weich, ſüß iſt, daß etwas ſchon vom Flieder in ihr iſt, vielleicht von den Blüten, die in der Nacht ihren Duft ins Weite geſendet haben, und ich bin zurückgelaufen. Da iſt ſie im Zimmer geſtanden, hat die Sachen vom Frühſtück weggeräumt. Ich hab ſie in der Zärtlichkeit, die noch in mir war von der Luft und vom Flieder und vom Frühling, der wohl gekommen war, um-

armen wollen, und ſie hat geſagt: ‚Laß doch jetzt, du kommſt ſonſt zu ſpät.‘

An dem Tage war's aus. Wir haben noch Nächte gehabt mit allem, was anderer Herzen vielleicht glücklich machen kann; aber ſchon an dem erſten Abend darauf iſt in mir etwas geweſen, das ich erſt viel ſpäter richtig verſtanden habe, ein Zorn, ein großer Haß, daß ſie ſich denken kann: Das iſt etwas, das man mit den übrigen Dingen im Leben zuſammenrechnen kann, ob man noch Zeit hat, ob man nicht anderes verſäumt! Da bin ich nicht mehr zu dem wirklichen Gefühl, daß ſie ganz mir gehört, gekommen. Die Jahre ſind gegangen. Einmal hat ein kleines Fräulein im Bureau liebe Augen gemacht; ich hab mit ihr geſprochen, ſo wie man weiß, was man in ſolchen Fällen ſpricht, und hab ihr geſagt, ob es denn gehen würde, daß wir uns ſehen. Da hat ſie mir geantwortet: ‚Ich werd' es ſchon machen, ich muß nur aufpaſſen, daß mein Freund . . .‘ Mehr habe ich nicht gehört, denn auch da wiederum mit einem Male war's mir: ‚Ja, was ſoll das nun? Sie wird ſich's einrichten, nebenbei, einmal, wie im Stundenplan bei den Schülern‘ — und ich habe ſie dann nur noch gegrüßt und nichts mehr mit ihr geſprochen; und wenn ich ſpäter vorbeigegangen bin, in dem Saal, wo die Mädel gearbeitet haben, haben ſie mich ausgelacht.

Und dann ſind die letzten Monate gekommen. Heute weiß ich: ich habe eine Frau geſucht; damals war eine Unruhe in mir, daß ich nicht ruhig bleiben konnte und immer allein durch die Straßen geſtürzt bin. Und einmal iſt ein armes Ding vor mir erſchrocken, weil ich

ſie plötzlich am Arm genommen habe und ihr in die Augen geſchaut, als könnt' man aus denen untrüglich erfahren: ‚Biſt du eine, die ſich ganz in mir verlieren will? Dann brauchſt du nicht ſchön zu ſein und nicht gut; aber biſt du ſo eine?' Sie hat aufgeſchrien wie ein Vogel, den die Buben an den Flügeln reißen, und ich habe irgend etwas Dummes geſagt und bin wieder weitergelaufen. Und zu Haus hat die Frau geredet, daß das Eſſen kalt geworden iſt, oder vielleicht war ſie auch gut und zärtlich, und ich habe mir gedacht: jetzt, jetzt, endlich einmal, ſie wird lernen, es wird in ihr aufgehen, und dann wird ſie's wiſſen, daß eine Frau einen Mann ganz in ſich einſchließen kann, wenn ſie nur an nichts denkt, als daß ſie das kann.

Aber es war nie ſo. Dann habe ich ſie ‚betrogen', ſo ſagt man ja. Bei der Verhandlung hier haben die Herren einmal geſagt: ‚Das iſt überhaupt ein Menſch, der ganz planmäßig vorgeht, ſich alles überlegt, ſich alles ins kleinſte ausdenkt.' Und ſie haben recht gehabt, auch damals habe ich es ſo gemacht! Mir fiel ein Kollege ein, von dem die Leute erzählt haben: ‚Der hat alle drei Monate eine andere', und ich habe mir von ihm erzählen laſſen. Und dann bin ich in allen möglichen Zimmern mit Frauen geweſen. Mit ſolchen, die Geld haben wollten, und andern, die ſelbſt nach ein biſſel Wärme verlangt haben, mit leichtſinnigen und ſolchen, die mit einem Male geweint haben, nur geweint, und ich habe ihnen auch nicht helfen können. Aber nie, nie, kein einziges Mal iſt mir dann am nächſten Tage oder in einer Nacht, wenn ich dagelegen bin, die Hoffnung ſtark ge-

weſen: das iſt ein Menſchenkind, wenn du's nimmſt, es iſt ja ſo gleich, woher, die wird's dann fühlen wie ich, wird da ſein für dich und du für ſie, und wir beide werden wiſſen oder, wenn man ſo was nicht weiß, wir werden's im Herzen haben, beide: die paar Stunden, wenn wir zuſammen ſind, da kann dann draußen geſchehen, was will, das iſt das einzige — — —

— — — Die Frau iſt in der Zeit natürlich oft traurig geweſen. Einmal habe ich auch gedacht, ihr alles zu ſagen, aber es iſt mir ſelbſt dann ganz dumm vorgekommen, weil ich eben geglaubt habe: wenn eine das ſchon nicht ſelbſt weiß, wie ſoll es ihr einer ſagen? — — —

— — — Und dann iſt es geſchehen. Der Staatsanwalt hat recht, ich habe es mir genau überlegt, ich habe mir gedacht gehabt, wenn ich dann ganz allein da bin, dann hört dieſes Suchen bei ihr und bei den andern auf; dann lebe ich ohne Glück und ohne Unglück, aber es darf mich nichts mehr erinnern daran, daß ich mir ſo viel erhofft hatte und alle die jungen Jahre drangegeben, es mir zu erwerben. Sie darf nicht mehr da ſein. Und es iſt alſo geſchehen — — —"

Es iſt dann ſchon etwas fahles Licht durch die Fenſter gefallen, als er wieder zu ſprechen anfing: „Wie es jetzt kommt, hat es kommen müſſen, ſoll es kommen; ich habe nie eine Sekunde gezweifelt, es iſt mir auch nicht ſchlecht gegangen, und wenn einer nichts mehr hofft... Nur immer wieder, jede Nacht habe ich an alle Frauen denken müſſen, die ich je angerührt habe, an eine nach der andern, ganz klar war alles, und bei jeder habe ich mich gefragt: ‚Hätte es da anders werden können?' Und

trotz allem, immer ſtärker und immer heißer, und wie etwas, von dem man glaubt, das kann man nicht laſſen, bevor man ins andere hinübergeht, iſt mir das Gefühl geweſen, das iſt das Leben, es muß das geben, und mit einem Male iſt dann aus dieſem verworrenen und ganz geheimen Denken, das ich keinem geſagt hatte, etwas — Kaltes und Höhniſches und Schlechtes geworden. Ich wollte ihnen etwas antun, und weil ich viel geleſen habe, wußte ich von dem letzten Wunſch, der allen freiſteht, denen es geht, wie mir jetzt, und da habe ich mir gedacht: das wird mein Wunſch ſein — — —"

Und wiederum eine Stunde ſpäter wollte er ſie mit einer leiſen Bewegung von ſich fortſchieben und — ſelten, aber einmal geſchieht ſo etwas ja doch — wußten zwei Menſchen, ohne daß ſie davon ſprachen, was ſie beide ſich gedacht hatten. Und ſie ſagte ihm: „Nein. Wenns nur geſchähe, ich will es." Er aber: „Das ſagſt du jetzt, aber dann . . . und wie es werden könnte, und ich weiß ja auch nichts von dir, und jetzt denkſt du's dir ſchön, aber morgen, und wenn es je was von mir erfährt . . ." Sie aber: „Es wird nichts erfahren und es wird ſein, und ich weiß von dir ſo viel."

Er war erwacht und ſie nicht mehr da. Draußen durch das Fenſter klang eine Glocke, und das Grau des Lichtes wandelte ſich in ein ganz dünnes Blau. Er blieb liegen, mit offenen Augen, nachdem er ſich gewaſchen und angekleidet hatte; keine beſtimmten Gedanken quälten ihn, und keine beſtimmte Vorſtellung von dieſer Nacht und ihrem Erleben erfüllte ihn. Er ſah wohl in irgendeine Ferne, die keine Kerkermauern beſchränken konnten, bis

dann die Herren kamen. Die Formeln wurden abgetan, und nur eine Bemerkung verdient, mitgeteilt zu werden. Als die Leute ſich ſchon auf dem Richtplatz zu verlaufen begonnen hatten, ſagte der Oberſtaatsanwalt, der ſich etwas zugute darauf tat, mit ſeiner Kriminaliſtik der Raſſenentwicklung zu dienen, zu dem Anſtaltsarzt: „Nun bleibt doch wenigſtens von dieſem geborenen Verbrecher nichts übrig; das war noch der gute Funke in ihm, daß er wußte: er muß ein für allemal aus dem Bereich unſerer Kultur heraus.“

An jenem Tage aber, an dem der berühmte Rechtsanwalt den Betrag von 137000 Mark zuzüglich der Zinſen in Empfang genommen, mit ſeinem Vertrauten in Bankangelegenheiten über die Anlage des Kapitals ſich beſprochen hatte, ſagte er zu ſeinem Sozius, der, älter als er ſelbſt, ſchon Notar war: „Mein Lieber, wir wollen nicht gefühlsſelig werden, ſterben kann jeder, Kinder haben wir keine, wenn meine Frau mal ſtirbt und ich ſterbe dann auch einmal — kurz, in meinem Teſtament müſſen Sie das noch ändern. Was ich mir ſo geſchafft habe, das geht, wie wir's ja ſchon geſchrieben haben, zu den Verwandten. Aber die 137 000 Mark da, von denen möchte ich, ſie ſollen zu was, nehmen Sie mir's nicht übel, was — Gemeinnützigem gut ſein, alſo ſagen wir, Wärmeſtuben, oder entlaſſene Sträflinge; oder uneheliche Kinder wird das Beſte ſein. Sie machen das ſchon. Da bleibt doch wenigſtens von dem Kerl noch was übrig, fürs Ganze meine ich.“

Von der Liebe

Ein Geſpräch

Die zwei Ehepaare, die im Seehotel wohnten, waren an dieſem weichen Sommerabend in den Garten hinabgegangen, von Zärtlichkeit erfüllt. Eine alte weißhaarige Engländerin hatte ſich einen franzöſiſchen Roman geholt, einen grünen Gartenfauteuil unter die elektriſche Glühlampe rücken laſſen und las. Die fünf Herren aber, die an der Table d'hote Bekanntſchaft gemacht hatten, alle ſehr elegant im Smoking, der ſchwarzen Binde und Lack-ſlippers, alle ſehr enttäuſcht, weil es keine einzige junge Frau, kein Mädchen gab, mit dem man hätte flirten können, in dieſem oberitalieniſchen Seehotel, in dieſen Junitagen hors saison, dieſe enttäuſchten Fünf ſaßen auf der Veranda, Kaffee und Kognak vor ſich und rauchten. Ein leiſer Wind kam über das Waſſer, die Schwüle hob ſich ein wenig und das träge Geſpräch zuckte etwas auf.

„Hübſches Mädchen, die Kleine am Büfett, aber ſteif und kalt — dieſe Schweizerinnen —" ſagte der eine, ein ſchmaler Menſch von dreißig Jahren etwa.

„O Gott, ich bin froh, daß es hier nichts Weibliches gibt —" Alle lächelten, als ein fetter Vierziger mit ſchütterem Haar, Brillantknöpfen in der Hemdbruſt, einem goldenen Kettenarmband am linken Gelenk dies äußerte. „Ich komme von Paris, meine Herren, war vier Wochen dort. Longchamps, Auteuil, Steeple-Chaſe, ich verſichere Ihnen, man bekommt genug, ich habe den

Geruch noch in der Naſe, dazu geht man ja ſchließlich in die Schweiz, um Ruhe zu haben . . .“

„Den Geruch in der Naſe —“ ſetzte der Älteſte ein, „Sie ſprechen nicht ſehr zart von der Leidenſchaft der Leidenſchaften, aber Sie haben vielleicht in eine recht wichtige Gegend gewieſen. Der Geruch hat nicht wenig mit der Liebe zu tun —“

„Oh, mit der Liebe —“ unterbrach ein ganz junger Herr, indem er dieſes Wort ſo behutſam ausſprach, wie man etwas unſäglich Koſtbares und Zerbrechliches anfaßt.

Ein vierter aber ſagte mit behäbigen und ſicheren Ausdrücken: „Natürlich, darüber werden wir uns nie verſtändigen, was wir eigentlich jeder mit ‚der Liebe‘ meinen. Nur ſo von weitem kann da einer den andern begreifen. Ich ſag's, und Sie denken ſich natürlich etwas ganz anderes als ich. Sie heute anderes als Sie geſtern. Sie vor dem Diner anderes als vor dem Luncheon. Alte ſprachphiloſophiſche Weisheiten, die ich Ihnen hier nicht vorkramen will. Aber ſelbſt ohne die Fineſſen, Gott, Liebe, was iſt das alles? Die großen Paſſionen, das Regiſter der Erotik, vielleicht auch alle Sexualitäten. Die Gräfin mit dem Zigeuner, das Penſionsmädchen und der Literaturprofeſſor, die unzertrennlichen Freundinnen, . . . ich will die Liſte, trotzdem wir unter Männern ſind, nicht zu detailliert fortſetzen, aber die treue — faſt möchte ich ſagen: bourgeoiſe — Affektion guter Ehen, die aufregende Beziehung zu einer Frau, die uns an toten Tagen reizt, alle Variationen etwas laſterhafter Eigenſchaften voll Grauſamkeit oder Unterwürfigkeit, die andere, mit

der wir ſentimental werden, die, an die wir uns gewöhnt haben, das alles iſt Liebe — — Gut. Wir haben uns alſo gewöhnt, für eine Reihe von Torheiten, Verbrechen, zerbrochenen Karrieren und ſo fort als bequeme Rätſellöſung zu ſagen: ja, ja, die Liebe. Wir wiſſen es alſo. Und doch: wenn mir morgen wieder jemand ſagen wird: ich liebe Fräulein Y. und ſie will mich nicht oder es kann nicht ſein und deshalb bin ich ſeit zwei Monaten oder zwei Jahren unglücklich, iſt mein Leben vernichtet, ſo kann ich mir nicht helfen: ich finde das etwas komiſch und etwas übertrieben und war doch auch, na, ſagen wir zwei- bis dreimal verliebt. Wie iſt das alſo? Dient uns unſer Gedächtnis in dieſen Dingen gar nicht? Ich ſollte wiſſen, daß die Erſtickung dieſes einen Wunſches alle unſere Funktionen hemmen kann, und habe doch immer das Bedürfnis, recht rationell und nüchtern zu ſagen: Alſo, mein Lieber, es geht alſo nicht, auf dieſe hübſchen und geiſtreichen Momente, auf dieſe Ekſtaſen, dieſes eine Kind muß man verzichten, aber das iſt doch nicht ſo wichtig — und doch — — —"

In dieſe ſchwankenden Sätze fiel nun jener der Herren, der bisher am wenigſten geſprochen hatte und dafür mit ſehr geſcheiten Augen die Sprecher immer angeſehen und einen Kognak nach dem andern getrunken, nachdem er das Glas auf eine ſeltſam ſichere und doch ungeſchickte Art mit der linken gefüllt hatte.

„Ja da muß ich aber doch ſagen, das Gefühl hab' ich aber gar nicht. Wenn mir jemand ſagt: ich liebe dieſes Weib und ich kriege ſie nicht, da verſteh' ich ausgezeichnet, daß einen das ganze Leben nicht mehr freut. Ich bin ja

ſonſt wirklich kein ſentimentaler Menſch und nehme manches von den Liebesdingen vielleicht etwas roh, und habe auch keine Anlage, die Frauen beſonders hoch zu ehren. Nein, ich ſteh' da viel eher auf der anderen Seite der Brücke, dort, wo die Zyniker ſind. Aber daß es einen fürchterlich hernimmt, wenn man eine nicht haben kann, meine Herren, das begreife ich, das ſpür' ich auch für einen andern. Und —" er machte eine Pauſe, es ſchien immer mehr, als ſpräche er jetzt für ſich ſelber — „und vielleicht iſt das auch die Löſung des ganzen Rätſels, der Sinn, der natürliche Sinn dieſer Liebesleidenſchaften. Alles Suchen, das in einem iſt, vereinigt ſich in einer Linie. Es ſcheint einem, daß man den feſten Punkt finden wird beim Beſitz dieſes, gerade dieſes einen Menſchen. Anders geſagt: daß man endlich dieſe unerhörte Sekunde erleben wird, um derentwillen ſich all das andere tote und nutzloſe Daſein verlohnt, daß ein Mann endlich erfahren wird, wie das mit den Frauen eigentlich iſt, die Frau endlich, was für Tiere wir ſind, ... und da ſoll es aus irgendeinem blöden Grunde plötzlich nicht ſein. Ah, da begreif' ich alles. Jede Verzweiflung, alle Verbrechen, alles — vorher nämlich. Aber die anderen Fälle, wo einer eine Frau gehabt hat, Jahre vielleicht, und weil er ſie dann nicht mehr hat, ein Narr und Tollhäusler wird, ſehen Sie, da hört mein Begreifen auf. Da muß er doch ſchon alles wiſſen, und ja, ſchmerzlich kann's ſein, aber doch nicht das Entſcheidende, nichts ſo Wichtiges."

„O mein Herr," ſchob der Dicke ein, „ich habe eine Mätreſſe gehabt, zehn Jahre, und wie ich ſie dann verließ, o mein Herr, ich habe fürchterlich gelitten — ſie hat

ſich dann einen Marineoffizier genommen — oh, wenn ich daran gedacht habe —"

„Ja, gut, auch das iſt mir klar, das iſt ein ſpringender Punkt, man kann ſich ſeine Geliebte, ſeine frühere Geliebte nicht bei einem andern Manne vorſtellen, die phyſiſche Vorſtellung iſt qualvoll — von da aus begreif' ich die fürchterlichſte Eiferſucht, aber hat das mit Liebe was zu tun? Es iſt doch nur ein Reflex. Iſt die Frau allein, hat keinen anderen Mann, will nur Sie nicht mehr, was iſt dann? Kann man überhaupt eine Frau begehren, einer Frau wegen leiden, die einen nicht liebt? Redet man ſich in ſolche Dinge nicht nur hinein? Lauter Fragen. Ich verlange mir auch keine Antwort. Schließlich wenn dieſe Dinge alle beantwortet ſind, beantwortet wären, oh je m'en ficherais bien de tout le reste. So ſind wir ja doch nicht wie jener ſelige Herr aus dem galanten Jahrhundert, der ſagte: ‚Il n'y a du bon dans l'amour que le physique — — —'"

„Verzeihen Sie," nahm der Jüngſte der kleinen Geſellſchaft das Geſpräch wieder auf, „verzeihen Sie, daß ich auf etwas zurückkomme, was Sie früher vorgebracht haben. Nämlich, Eines iſt mir ganz unverſtändlich: Sie ſagen, wenn man eine Frau alſo beſeſſen hat, die Sehnſucht oder Neugier oder was Sie wollen, geſtillt iſt, dann kann man wegen dieſes Weibes nicht mehr unglücklich ſein — alſo da muß ich doch ſagen: mir iſt das ſchrecklich, von Ihnen, der doch — pardon — ein Kulturmenſch ſcheint — ſo was zu hören. Ich fühle gerade das Gegenteil. Vorher, Gott, das iſt eine Verliebtheit, Nervenſache, vielleicht eine Laune, Langeweile — aber ſpäter,

wenn die Beziehung ernſter wird, man die wundervolle Zuſammengehörigkeit zweier Naturen ſpürt ... Oder auf Ihre — ich muß geſtehen, mir etwas fremde — Art geſagt ..."

„Ja, ich meine: Man wird nur die nicht los, die man nicht gehabt hat. Gehabt, gehabt — widerlich — was wollen Sie, ſo iſt nun einmal die Sprache — aber auch das gehabt wird ja auch für jeden was anderes heißen; nur beſeſſen, oder auch ſeeliſch, in allen Abwandlungen, mit allen Komplikationen ſenſitiver Erlebniſſe. Es gibt tauſend Wünſche der Nerven — aber laſſen wir das; kurz — wenn man eben jene eine Sekunde der Ekſtaſe erlebt hat, von der wir ſprachen ..."

„Ja, da muß man doch alles dranſetzen, eine Wiederholung, die Konſtanz dieſes Gefühles zu ſpüren —"

„Ah, da haben Sie es, Verehrteſter, eine Wiederholung, gar die Konſtanz, das iſt eben die Torheit. Daran gehen die Menſchen zugrunde. Das überlebt eben die Liebe nicht. Man kann ſich nicht auf die Ewigkeit abonnieren. Darum iſt auch die Ehe —"

„Alſo bitte," fuhr da der ſonſt recht ſchweigſame, ſchon weißhaarige Doyen der Geſellſchaft dazwiſchen, „alſo bitte, die Ehe, die laſſen wir aus dem Geſpräche draußen, es iſt ein ſo ſchöner Tag —"

Alle lächelten; nur der Alte ſelbſt verzog die dünnen Lippen nicht. Er ſetzte aber ſeine Rede dann fort: „Alſo die Ewigkeit und die Vergänglichkeit, ich wußte, daß wir zu dieſem Kreuzweg kommen müſſen. Darf ich alter Mann die Bemerkung wagen, daß man das vielleicht in verſchiedenen Lebenszeiten verſchieden anſieht? Mir

ſcheint jetzt manchmal, als verlangen nur die Jünglinge — und die Frauen, die ja, Sie wiſſen, nie altern, die Ewigkeit. Ein Tag kommt dann, wo man weiß, daß alles zerflattert, zerbröckelt, man glücklich ſein muß, wenn ein ſüßer, müder Reſt von treuer Empfindung übrig iſt — o meine Herren, überlegen wir uns einmal ein paar Augenblicke ſtill, wem wir alles ſüße Worte geſagt haben oder doch ſagen wollten — ich ſpreche gar nicht von Galanterien — und wie unverſtändlich war vieles, was wir geſagt haben, uns ſelbſt ſchon am andern Morgen! Das wiſſen Sie ſchließlich ſo gut, beſſer wie ich. Alles war einmal wahr und dann Lüge. O ja! Unſere Schwüre, die Beteuerungen, die wir empfingen, nichts iſt länger wahr geweſen als einen Atemzug lang —“

„Wie eben alles im Leben; das Ganze iſt eine Kette von Momenten. Eine Reihe; das Heute hat weniger mit Morgen und Geſtern zu tun, als man glaubt. Die Pſychologen und Dichter haben uns zu ſehr an Konſtruktionen gewöhnt. Und man muß aufhören, nach dem feſten Punkt zu fragen, ein Ende machen mit der Backfiſch-Illuſion, der pathetiſchen Illuſion von der Liebe, man überſchätzt das —“

„Ich danke Ihnen für dieſes Wort,“ ſagte der elegante Herr mit dem engliſch geſtutzten Schnurrbart. „Ich bin mir hier allmählich wie ein Wilder vorgekommen. Oder, entſchuldigen Sie, wie ein platoniſcher Eunuche. Ich muß Ihnen nämlich — ich fürchte, Sie werden mich verachten — geſtehen, daß mir alle die Dinge, von denen Sie da ſagen, nur aus Büchern, aus Konfeſſionen, die ich nicht voll nahm, bekannt ſind. Ich habe nie geliebt, nie unter einer Frau gelitten, nie eine haben wollen, die

ich nicht hätte beſitzen können. Aber Sie dürfen nicht glauben, daß ich keine Sinne habe. Ich bin ſonſt kein Freund von Intimitäten, aber da wir ſchon ſo weit ſind: ich glaube, Sie nannten früher Erotik, was ich ſehr begreife, zum Leben brauche. Die kleinen Scherze. Aber das nimmt doch gar keinen Einfluß aufs Leben, das iſt doch keine ernſthafte Sache für reſpektable Menſchen. Das iſt doch, denk' ich, nur für Künſtler, Theaterleute, Poeten — ich deklaſſiere dieſe Menſchen durchaus nicht — oder für die Glücklichen, die ſonſt im Leben gar nichts zu tun haben. Ich komme von dem Gefühl nicht los, daß für uns vom Durchſchnitt, vom ſeeliſchen und geiſtigen Durchſchnitt, mein' ich, die Liebe, die Leidenſchaft ſo was iſt wie Yachten im Ozean. Man erſtrebt es nicht einmal, weil man weiß, daß es für eine andere Sphäre iſt. Man könnte ja einmal Gaſt auf ſo einer Yacht ſein, ein Mitgenommener, der an einem beſtimmten Tag wieder ausſteigen muß — aber das iſt nicht nach jedermanns Geſchmack —"

Ein verächtliches Zucken um die Mundwinkel, fiel der Jüngſte in die Rede:

„Es — dieſe Sache, die wir Liebe nennen — iſt aber doch das Einzige auf der Welt. Nicht ein Luxusartikel. Unter all den verzitternden Flüchtigkeiten die einzige verläßliche — nicht für die Ewigkeit — vielleicht. Ich bin noch ſehr jung, will darüber mit Ihnen nicht ſtreiten, aber für den Moment ſpürt man die Ewigkeit. Ich hoffe, Sie begreifen mich —," unmerklich wendete er ſich von ſeinem Vorredner zu den andern — „ich meine, man ſpürt in jener Steigerung des Lebens, die nur die

Liebe gibt, ſeinen Zuſammenhang mit der übrigen Welt, ſpürt die große wunderbare Fruchtbarkeit alles Geſchehens, das große Zeugen, ſpürt ſich im Kosmos, verliert eine Sekunde lang wenigſtens die große und ſchauerliche Verlaſſenheit, mit der wir ſonſt herumgehen . . ."

„Und taumelt dann zurück. Dann bleiben wir uns von neuem Geheimniſſe. Wir begreifen die Frau doch nie. Das Rätſel beſteht fort. Man hat gut von der Gefährtin reden — vielleicht. Es iſt ein anderes Blatt. Aber wiſſen wir denn je was von den Frauen, die wir lieben? Trotz allem Feminismus, trotz aller ſogenannten Erfahrung. Der Mann begreift die Frau nie."

Lächelnd fiel der Weißhaarige hier ein: „Und da haben Sie auch die Antwort auf die ganzen Fragen von der geiſtigen und ſeeliſchen Minderwertigkeit der Frauen. Die Frauen ſagen alle, daß ſie uns kennen. Jede durchſchaut uns. Wir ſind ihnen keine Geheimniſſe. Ihre organiſche Konſtitution geſtattet ihnen nicht, in irgendeiner Lebensſache das Tiefſte, Myſtiſche, Ewig-Unlösliche zu ſpüren. Ihr Intellekt reicht nur ſo weit, alles zu verſtehen. Die Weisheit: Ich weiß, daß ich nichts weiß, — natürlich Sokrates, le vieux — iſt nicht Frauenſache. Und darum, ſchlagen Sie mich nicht tot, junger Herr, darum ſind die Frauen als Geſchlecht niedriger als die Männer, denn für ſie gibt es keine Sphinx."

Es war doch wieder ſehr ſchwül geworden. Die Sätze ſchliefen förmlich ein. Und als der dunkle Herr, der einmal eine Geliebte gehabt hatte und dann ſo gelitten, eine Stunde Poker vorſchlug, waren alle bereit.

Die Sünde der Frau

Agnes Helfert

Auf dem kleinen Friedhof zu St. Peter in Salzburg ſteht ein Grabſtein, der nur wenige Worte trägt:

Hier ist Frau Agnes Helfert begraben.
Geboren am 15. Mai 1841.
Gestorben am 17. Mai 1886.

Das iſt die herbe und harte Inſchrift, die in unverzierten Antiqualettern in den rauhen, vom Regen immer körniger geſtalteten und nun, nach ſechzehn Jahren, faſt ſchon ausgewaſchenen Granit gemeißelt iſt. Das Grab, das dieſe Inſchrift zeigt, iſt nur durch wenige wilde Blumen geſchmückt. Es wächſt da die rote Alpenroſe neben vielen grünen kleinblättrigen Stauden. Nur das Mitleid Fremder, vielleicht die Fürſorge eines alten Totengräbers, der es ſeinem Friedhofe zuliebe tut, pflanzt hier Zeichen des Lebens. Nie kommt ein Beſucher her, keine Tränen netzen dieſes Grab, keine wehmütige Stunde geht angeſichts dieſes Steines vorbei. Und der fremde Beſucher des Totengartens, der zu der kleinen Kapelle geht, um die Grabſtätten von Fürſten und Biſchöfen zu beſichtigen, ſchreitet meiſt achtlos vorbei. Niemandem fällt es ein, der toten Frau da unten ein Gedenken zu weihen. Wie ihr Leben in den letzten Jahren ihres Daſeins war, ſo iſt ihr Tod. Jene Ruhe, die Teilnahmloſigkeit, Entferntheit von allem Lebenden bedeutet, kennzeichnete ihre Geſchichte; ſo war dann auch das Sterben,

ſo liegt ſie im Grabe, die Frau Agnes Helfert, die einſt ſchön war, ach ſo ſchön. Die Spaziergänger, die manchmal, wenn es im Sommer kühle Nächte gibt, ſich den Friedhof zum ſtimmungsvollen Ziele ihrer Wanderung wählen, ſind meiſtens junge Leute. Sie ſind auch nicht hier, um den Einzelheiten eines bald heiteren, bald traurigen Geſchickes nachzuſpüren, das im Tode erſehntes Ende oder trotz allem gefürchteten Abſchluß gefunden hat. Sie gehen nur der weichen Stimmung nach, die aus dem Erdreiche, den Blumen und Kränzen kommt, ſie ahnen den Duft des Todes, aber ſie verſpüren nur ſeine weiche erlöſende Kraft, und über ihre Bruſt legt ſich ein zarter Hauch von Beklommenheit, Ahnungen — der nächſte Morgen trägt ſie dann wieder weg. Allein ich glaube, daß Menſchen, die zuſammen durch Friedhöfe gewandert ſind, meiſt eine innigere, feſtere Beziehung zueinander gewinnen; es iſt, als ob der Tod, der da herrſcht, die Macht hätte, zum Leben zu vereinen. Wer aber einſam über die Friedhöfe geht, tut oft gut daran, die Inſchriften auf den Steinen zu betrachten oder die ungelenken Figuren, die ein kleiner, meiſt abſichtsreicher, aber nicht ausdrucksfähiger Bildhauer zum ewigen Gedächtnis gemeißelt hat.

Nur wenige Meter von dem Steine, der kurz, ohne Wehmut, ohne dankbare Erinnerung an das Leben das Sterben der Frau Agnes Helfert anzeigt, liegt eine Familiengruft, eine der ſtattlichſten in St. Peter. Ein Stein aus Laaſer Marmor trägt in goldenen gotiſchen Lettern die Namen der Familienglieder, die verſchieden und hier beſtattet ſind. Zärtliche Worte, der jähen Trauer

entſprungen, begleiten die einzelnen Einzeichnungen. Dem einen, dem Ernſt Chriſtian Helfert, wird nachgeſagt, daß er im einundſechzigſten Lebensjahre ſtarb, „nachdem er für ſeine große Familie geſorgt hatte, wie es einem chriſtlichen Hausherrn geziemt.“ Einer Frau, welche die Taufnamen Chriſtine Eliſabeth Maria führte, war nachgerühmt, daß keine Stunde ihres Frauenlebens anderen Zielen als der Erziehung ihrer Kinder gewidmet war. Von Kindern, die vorzeitig dem Schoße dieſer, wie die Gruft andeutet, eng aneinander geſchloſſenen Familie entriſſen wurden, wird geſagt, wie ſie nach kurzem, von vielen Leiden gemartertem Leben, als eben den Eltern in ihnen eine Hoffnung zu entſtehen ſchien, im Alter von vier bis ſechs Jahren vom Herrn abberufen worden. Noch mancherlei Inſchrift erzählt von den Gliedern dieſes anſcheinend reichen Hauſes, die jung oder alt, am Eingange ihres Lebens oder nachdem ſie ihr Werk vollbracht, geſtorben waren, beſtattet und betrauert wurden, und zu deren Gräbern Hinterbliebene kamen, ihnen Kränze und Sträuße brachten, die erſten Schneeglöckchen oder die letzten Alpenroſen. Und die letzte Eintragung gilt einem Knaben Ernſt Chriſtian Helfert, wohl dem Enkel jenes erſten Familienvaters, dem ſeine Fürſorglichkeit ſo nachgerühmt wird. Ernſt Chriſtian verſtarb zehn Jahre alt anno domini 1874.

Kein Hinweis ſchlägt eine Brücke von dieſer Familiengruft zu dem einſamen, wortkargen Steine der Frau Agnes Helfert, und doch war auch ſie ein Glied des Hauſes. Und das iſt eine Geſchichte. Sie verſchlingt auch noch einen Lebenden in ſich, doch kommt er nie auf den

Friedhof in St. Peter, war ſeit Jahren nie da, auch nicht bevor man ſeine Frau Agnes begrub, auch nicht als Ernſt Chriſtian beſtattet wurde, ſein Sohn. Denn dieſer einzig Überlebende war der Ehegatte von Frau Agnes und iſt heute faſt ſiebzig Jahre alt, hat ſein Amt als Beamter der Finanzprokuratur längſt niedergelegt und iſt nun Hofrat in Penſion. Aber er iſt noch ſo ernſt, hart und ſchweigſam wie ſeit vielen Jahren, und daß er nie zu St. Peter kam, das hat ſeinen Grund in einem Grabſtein, der nur zwanzig Schritt von der Familiengruft entfernt iſt und den Leichnam eines jung Verſtorbenen deckt, und der hatte von der Hand Ernſt Chriſtian Helferts, des mittleren, ſterben müſſen. So hat der Tod ſie doch alle in enger Nähe vereint; denn der kleine Gottesgarten wird ja in der Familiengruft auch den alten Mann aufnehmen, den letzten dieſes Stammes. Nur Agnes' Grab wird einſam bleiben, denke ich.

Der Grabſtein, von dem ich aber früher ſprach, zeigt an, daß hier der im einundzwanzigſten Lebensjahre verſtorbene Student und Reſerveleutnant Karl Friedrich von Furtenſtein beſtattet iſt, und Inſchriften in vielen fremden Sprachen ſollen ſagen, daß der Verſtorbene ein Kenner der Literaturen war, dem das Griechiſche und Lateiniſche ſo wenig fremd geweſen iſt wie das Franzöſiſche, Engliſche und Italieniſche. Sehr ſeltſam mutet einen dieſe Sammlung von fremdländiſchen Zitaten ja an, und man wird ſinnend, wenn man auch die deutſche Inſchrift lieſt: „Hienieden die Freude ſeiner Eltern, jenſeits ſchauend die Quelle des Rechtes." Eine eigentümliche Stimmung umfängt dieſes Grab und deutet auf

die Begebniſſe ſonderbarer Art hin, die den Jüngling vom Leben zum Tode brachten. Und nun will ich die Geſchichte der Frau Agnes Helfert erzählen.

Im Jahre 1856 wurde Ernſt Chriſtian Helfert aus Salzburg an die Wiener Finanzprokuratur verſetzt. Dieſer Wechſel in ſeiner Lebensweiſe, die Entfernung von der väterlichen Familie war eine Schickſalsfügung, auf die der junge Beamte ſeit zwei Jahren gewartet hatte, auf ſein erkämpftes Glück. Seit den drei knappen Studentenjahren in Graz hatte er nie mehr von Salzburg weg dürfen. Der Vater verſtand ſolche Wünſche nicht, oder aber er hatte keine Billigung für ſie. Er war ja auch hier in Ehren grau geworden, jetzt Regierungsrat. Er hatte eine brave Frau, die Tochter eines Vorgeſetzten, geheiratet, ſie hatte ihm zwei Kinder geboren. Die Luiſ', die Tochter, war vierzehnjährig geſtorben — das war ein Unglück, das die Familie ſchwer, aber mit Faſſung getragen hatte, Ernſt Chriſtian aber, der den Namen ſeines Vaters geerbt hatte, ſollte auch dasſelbe Beamtenſchickſal auf ſich nehmen; vielleicht war es ihm vergönnt, eine Stufe weiter zu rücken im Range; aber Neuerungen im Lebenswandel der Familie einzuführen, lag nicht im Plan des alten Regierungsrates, für den neben der kaiſerlichen und ſtaatlichen Autorität die väterliche als die höchſte galt.

Und doch erreichte der junge Beamte ſeine Verſetzung in die Hauptſtadt. Er ſchmeichelte den Vorgeſetzten, er war hart den Untergebenen, er war getreu in ſeiner Pflicht, und als die Erledigung ſeines Geſuches zweimal verſagend lautete, erlahmte er nicht, und beim drittenmal kam

er dann mit der Berufung zum Vater, und auf ſeine Beamtenpflicht pochend, erklärte er, er müſſe weggehen, und erlangte auch die Zulage, die er neben dem ſchmalen Gehalt wollte. Vier Jahre nach ſeiner Überſiedelung — Jahre, in denen nur die Feſttage Briefe zwiſchen den Eltern und den Kindern brachten, und die Familienbande loſer wurden — reichte Ernſt Chriſtian um ſeine Rückverſetzung ein, und als er das Avencement erhalten hatte, kehrte er mit einer jungen Frau in die kleine Stadt zurück. Frau Agnes aber war ſo zart, ſchmächtig, elegant und wieneriſch wie ihr Mann kräftig, ohne Bedenken und Zagen, provinzleriſch. Die Jahre in der Hauptſtadt hatten weder ſeiner Sprache viel vom herben Klange der Alpen genommen, noch ſeinen Manieren viel Verfeinerung gegeben. Doch hatte ihm das fremde Leben auch nichts von der Ruheloſigkeit, dem Suchen und der Sehnſucht in die Seele getragen, die der kleinen Stadt ewig fremd iſt. Es iſt natürlich, daß er manches geſehen, daß er über die Kleinbürgerlichkeiten zu Hauſe die Achſeln zu zucken gelernt und ſich vorgenommen hatte, in ſeinem Hauſe großzügiger und zeitgemäßer zu ſein, ſoweit die Mittel und der Stand es erlaubten. Ja, er hatte ſeine Frau als Mädchen hauptſächlich um der Leichtigkeit ihrer Natur wegen, der keine Feſſeln anhingen, die keine Scheu kannte, geliebt. Und es war ihm eine wohltuende Vorſtellung geweſen, an die Blicke derer in Salzburg zu denken, wenn er eine kleine Geſellſchaft gäbe und ſeine Frau alles mit Sicherheit beherrſchte, die Großſtädterin, elegant und modern. Um dieſer Eigenſchaft willen ſah er über manches ihn im Weſen des ſchönen Mädchens

Befremdende hinweg. Er hatte ſie auf Bällen getroffen, im Hauſe der Mutter wiedergefunden, die, zart und ſchlank, auch ſchön, eine junge Frau noch, als Witwe in der Stille lebte. Ernſt Chriſtian liebte dieſes Mädchen nach einigen Wochen, und ſeine Abſichten waren ſtets klar. Er liebte ſie ſo, wie „man" ſeine „künftige Gattin" liebt. Niemals klopfte ihm das Herz auf der Stiege, niemals ging er ruhelos und mit heißen Wangen durch die Nacht, wenn er mit ihr zuſammengeweſen war, niemals berührte er ihren Arm, küßte er ihre Hand, bevor er ſie um ihr Jawort gebeten hatte. Niemals war ihm auch der Gedanke gekommen, daß Agnes ihn zurückweiſen könnte; denn ihr Leben ſchien ihm klar und durchſichtig; er ſah ja, wer ſich um ſie bewarb, er ſah ihre ruhige Art, mit allen zu ſprechen. Er fühlte, daß nie in einem Worte das Feuer einer heimlichen Leidenſchaft oder auch nur eines jähen Wunſches durchbrach.

Agnes gab ſich ihm zur Braut. Die Mutter war glücklich; die Schwiegereltern kamen nach Wien. Das Mädchen gefiel ihnen, der Traum einer großen, enggeſchloſſenen, kindergeſegneten Familie zog durch die Herzen dieſer Kleinbürger, verſöhnte ſie mit dem Fremdartigen der neuen Tochter. Sie dachten ſich: die Macht unſerer kleinen Heimatſtadt, die vielen Jahre, die dahingehen, das Waſſer, das unabläſſig durch die Salzach leiſe rauſchen wird, nimmt euch die Pläne, ihr jungen Leute, nimmt dir dein Haſtiges, du kleines Mädchen — ihr werdet ſo wie ich, euer Vater und eure Mutter. Und der Vater lächelte, wenn der Sohn davon ſprach, daß er darauf rechne, nicht allzulange in Salzburg zu bleiben, wieder nach Wien zu kommen, ins

Miniſterium. Er lächelte nur, er ſagte nichts, nahm den beiden nichts von ihren Hoffnungen.

Inmitten all der Beſuche, der Vorbereitungen ging Agnes ihren Weg, den ſie als Mädchen geſchritten war. Freundinnen kamen und wünſchten Glück, waren neidiſch und ſtellten Fragen. Manchmal ſchlich in ihre Bruſt eine Beklemmung ein, die nicht weichen wollte, bis ſie in ihrem Mädchenzimmer eine Viertelſtunde ausgeruht hatte, an ſchönen Blumen gerochen, die der Bräutigam Tag für Tag brachte, leiſe und oft heftig geweint hatte und dann mit einem lauten Lachen über ſich ſelbſt zur Mutter hinabgelaufen war und ſich halb ernſt, halb ſpöttiſch hatte ausſchelten laſſen, weil ſie ſo „dumm" ſei.

Jede Nacht, wenn ſich Agnes zu Bett legte, ſagte ſie es ſich viele Male vor, wie glücklich ſie ſei. Er liebe ſie, ſie würde ſeine Frau ſein. Ach, wie frei wird dann ihr Daſein ſein. Agnes und ihre Mutter liebten ſich nämlich, aber ſie vertrugen ſich ſchlecht. Ein Freund des Hauſes hatte einmal geſagt, es ſei ein zu geringer Altersunterſchied zwiſchen ihnen. Die Mutter war ſiebenunddreißig, die Tochter neunzehn Jahre alt, da gab es manchen Streit. Und dann die Mutter war krank, oder, wie Agnes damals glaubte, ſie bildete ſich ſchwere Krankheiten ein. Und die Tochter ſollte ſie pflegen, ſollte gut ſein — aber das konnte ſie nicht. Sie wollte aufs Eis, ſie wollte das Leben fühlen, ſie wollte Lachen und laute Menſchen, Fröhlichkeit um ſich haben. Zu Hauſe war's ſo ſtill. Da mußten einem ja die traurigſten Gedanken zufliegen, die düſterſten Bilder vor die kleine, bange Mädchenſeele ziehen. Nur unter vielen Menſchen, in der

Umgebung anderer wurde Agnes ſicher; da konnte ſie der Wirkung ihrer Anmut — denn ſchön erſchien ſie in den Mädchenjahren nur dem Bräutigam — froh werden, da konnte ſie luſtig ſein, ſich als Mittelpunkt einer Geſellſchaft fühlen, der ſie den Ton gab. Dann liebte ſie auch Ernſt Chriſtian, war ſtolz auf ſie. Er liebte ſie um jener Eigenſchaften willen, die ihm fehlten, und er nahm es als gutes Zeichen ihres verborgenen ernſten Sinnes, ihres innerlichen „guten Kerns", daß ſie in kleinem Kreiſe ſo ganz anders war, ſinnend und nachdenklich, ſelten heiter; und er freute ſich, daß ſie oft Träumen nachzuhängen ſchien. Dies deutete ja auf ihre Sehnſucht, ſein Weib zu werden. Und in der Tat, Agnes ſehnte ſich; aber die Freiheit war ihr Traum, und das Bild des Bräutigams war nicht feſt mit ihren Luftſchlöſſern verknüpft, auch ein anderer Freund hätte in ihnen wohnen können. Und wie ſelig das junge Mädchen des Abends auch einſchlief, am Morgen wollte ſie die Augen nicht öffnen, nicht ins wirkliche Leben blicken, und wenn der Tag hell ins Zimmer ſchien, war ſie müde, und eine leiſe Traurigkeit wollte nicht weichen. Oft aber war ſie auch reizbar, nervös und zankſüchtig, und wenn die Mutter den Tanten ihr Leid klagte, daß es mit dem Mädchen nicht auszuhalten ſei, gab es ein kleines Gelächter, zwinkernde Augen; „das iſt ſo die Ungeduld einer Braut," pflegte man die Mutter zu tröſten.

Acht Tage vor der Hochzeit, die auf dem Lande ſein ſollte, in der kleinen Kirche am Faakerſee in Kärnten, wo Agnes und ihre Mutter von früher Zeit an alljährlich den Sommer verbrachten, lief das Mädchen einmal

am Abend aus dem Hauſe, während die Mutter und Ernſt die Pläne der Hochzeitsreiſe beſprachen. Das intereſſierte ſie gar nicht. Zuerſt lief ſie eilig den Weg, der zum See und dem kleinen Walde führte, hinab, dann aber wurden ihre Schritte langſamer wie die Gedanken, die durch ihr Hirn, die Gefühle, die durch ihre Bruſt ſtürmten. Wenn es alſo wieder Montag ſei, ſo werde ſie Frau ſein. Seine Frau. Und allmählich begann Agnes zu begreifen, daß dies vielleicht ein letzter Schritt ihres Lebens ſein könne, und eine Unruhe überkam ſie, eine Zagheit. Und die Knie ließen an Kraft nach, und Agnes ging ein paar Schritte in den Wald vom Wege ab und legte ſich auf den Boden hin, ſtützte den Kopf in die Hand und ſah zum See hinab, der unten lag, und auf dem ein kleines Bot ſchaukelte, und ein Herr küßte darin ein Mädchen. Vielleicht auch küßte er ſie nicht, ſondern beugte ſich nur zärtlich zu ihr.

Auch Agnes ſehnte ſich nach Küſſen; nach Liebe. In acht Tagen ſollte Hochzeit ſein. Doch vom Bilde des zärtlichen Gatten gingen die Gedanken immer weg . . . Einmal vorher hatte ſie ein Mann geküßt vor dem Bräutigam. Auf einem Kränzchen, im Winkel des Büfetts, in dem niemand war, und Agnes war dann davongelaufen, zitternd am ganzen Körper, erſchüttert und faſt in Tränen. Es war förmlich ein Schmerz geweſen, der durch ihren Leib gefahren war, ihn zuſammengezogen und ihre Lippen eine flüchtige Sekunde gezwungen hatte, ſich an ſeine zu preſſen. Und er hatte mit ſeiner Hand an ihren Körper gefaßt wie beim Tanze, nur ſo heftig, ſo bezwingend — Monate nach dieſer erſten Zärtlichkeit, die ſie vom Tändeln mit

geliebten Freundinnen erlöſt hatte, war in ihren Gliedern eine Lähmung zurückgeblieben, wenn ihr der Gedanke kam, ein Mann könne ſie wieder ſo küſſen; denn ſie war ſonſt unberührt und kühl. Manchmal auf einem Spaziergange, wenn es im Garten dunkel wurde, oder beim Tanzen bemerkte ſie mit Heiterkeit und guter Laune, daß ihr Kavalier ihre Hand ſuchte, vielleicht auch ihren Arm dabei berührte oder ihren Fuß. Sie verſpürte nichts dabei, ſie fragte Freundinnen, die erlebten das Gleiche. Die eine lachte Agnes aus, als ſie wiſſen wollte, warum man das tut. Die anderen wunderten ſich mit ihr, ließen es geſchehen oder wehrten ab. Sie dachten ſich eben, das gehört mit zu den rätſelhaften Dingen, die die Männer an ſich haben. Als aber ein halbes Jahr oder ein ganzes verſtrichen war ſeit jenem erſten erzwungenen Kuſſe, verflüchtigte ſich die Erinnerung an den Schmerz, und der Unmut, der damals über das Mädchen gekommen war, zerſtob in die Lüfte wie Blüten im Winde, und übrig blieb ein leiſes Sehnen, eine faſt körperlich qualvolle Unruhe, deren Grund ſie ſich ſelbſt manchmal nicht bewußt war, bis ſie ſich einer Sekunde entſann und ſich ſchämte, hilflos gegen den Drang ihres Inneren.

Als dann Ernſt Chriſtian um ihre Hand anhielt, ſie auf einem Gange durch den eben erblühenden Prater fragte, ob ſie ihm gehören wolle, ob er ihre Mutter um ſie bitten ſolle, da tauchte blitzſchnell das Bild jenes Augenblickes auf, und die Erwartung, daß wiederum eine ſolche Seligkeit, wenn auch unerhört ſchmerzlicher Art, über ſie kommen könne, ließ ſie ja ſagen. Dann nahm er ihre Hand und küßte ſie. Mehr aber noch als er er-

wartete ſie den nächſten Tag, den Kuß, die Zärtlichkeit.

Aber nichts Wundervolles ereignete ſich da. Er war lieb und gut zu ihr; oft nahm er ihr Geſicht liebkoſend zwiſchen die Hände, küßte ihren Mund. Allein niemals war dies eine ſtarke Erregung für das Mädchen, ſie küßte ſeine warmen Lippen, ſie erwiderte ſeinen Kuß, ſie wartete auf den Augenblick, da ihr Leib ſich zuſammenkrampfen, ihr Atem mit dem ſeinen ſich verbinden, die Beſinnung ihr halb in Schmerz, halb in Seligkeit vergehen ſolle. Nichts von alledem geſchah. Ernſt wurde zärtlicher, als die Tage der Brautſchaft länger wurden, er preßte ſie an ſich, er ſtreichelte ihre Arme, manchmal wurden ſeine Küſſe heftiger, ſeine Worte heißer, wie Verſprechungen. Niemals aber ging durch die Seele des Mädchens der Schauer der Liebe. Niemals verlor ſie ſich an ihn in einer Zärtlichkeit.

Und davon träumte ſie, im Walde liegend, acht Tage vor der Vermählung. Den Duft des Erdbodens atmete ſie ein, neigte ihren Mund ganz nahe zu den Gräſern der ſchwarzfeuchten Erde, breitete die Arme aus, wollte eins werden mit dieſer Waldesnatur, Ruhe finden. Dabei verſtand ſie ſich ſelbſt nicht, jede Minute rauſchte der Gedanke durch ihren Kopf: du biſt ja überſpannt, was ſoll das alles? Er liebt dich. Er iſt ſo gut. Wir werden glücklich ſein, in Salzburg, der ſchönen Stadt. Ich werde ſeine Frau ſein, freie Frau ... Und Agnes wurde ruhiger. Der ſtille Wald hatte ihr Kraft geſchenkt. Sie ging nach Hauſe zurück, und als der Bräutigam ihr entgegenkam, lehnte ſie ſich an ſeine Bruſt und lächelte in der Hoff-

nung auf die ſchöne Sicherheit, die an ſeiner Seite ihr Leben erfüllen würde. — —

In ihrer Brautnacht weinte Agnes. Im kleinen Hotel am Gardaſee lehnte ſie ſich dann — das war fünf Tage nach der Hochzeit — einmal zum Fenſter hinaus und war ſehr unglücklich. Ihr Gatte ſchlief noch, mit ungemein heiteren Zügen, Agnes aber war ſo gequält. Sie fühlte ſich unfrei, und keine Innigkeit der Liebe, der erweckten Sinnesluſt verſöhnte ſie.

* * *

Die Stube der Frau Agnes ging in einen kleinen Garten. Da blühten aber keine Bäume. Nur engliſcher Raſen war da, wenige Sträucher, und die Nachbarhäuſer ſtießen eng an die kleinen Blumenbeete, wo Levkoien ſproßten. Allein wenn ſich die junge Frau an ihrem Nähtiſchchen zurechtſetzte, war es ihr doch möglich, einen Blick zu gewinnen, der ſie in die Ferne ſehen ließ, zwiſchen Häuſern hindurch zu den Bergen. Hier ſaß Frau Agnes oft.

Ernſt Chriſtian, ihr Mann, ging ins Amt, und wenn er wiederkam, küßte er ihre Lippen, umarmte ſie wohl auch, denn Ernſt Chriſtian liebte ſeine Frau, die ſein Haus gut hielt, ſeine Freunde empfing — er durfte wahrhaftig ſtolz auf ſie ſein. In den erſten Zeiten war ihm ja allerdings nicht recht wohl geweſen; Agnes fragte ſo viel, er ſollte abends mit ihr ſprechen; ihre Augen ſuchten, verlangten, warteten — er merkte das ja, auch daß ſie nicht ſo recht glücklich war, ihm in der Tat oft zu ſtill. Ja, es war zum Ärgern, geradezu kopfhängeriſch.

Aber alles Fragen half nichts; ſie wollte nicht ſagen, was ihr fehle. Ja, ſie konnte es auch nicht ſagen. Es ging ihr ja gut, der Frau Agnes.

Im erſten Ehejahre ſpazierte ſie gerne und viel über die ſchönen Wege der Stadt. Faſt täglich am frühen Morgen ging ſie vom Mönchsberge auf der Höhe zum alten Schloß, ſah gern auf die Stadt hinab, ſank auch manchmal auf eine Bank und legte die Hände in den Schoß. Wenn dann die Sonne über ihren Körper ſtreifte, war ſie ſehr froh. Aber die Gänge ſtellte ſie nach einigen Monaten ein. Sie blieb zu Haus, wartete, bis die Schwiegermutter kam, las in ihrem Auge die Frage, ob ein Enkelkind zu erwarten ſei, und beſprach dann Dinge der Wirtſchaft, Ereigniſſe der Bekanntſchaft, Kleinbürgerſorgen. Zuerſt hatte ſie gelacht über all das, dann war es nur noch ein kleines Lächeln geweſen, das ihre Lippen bog, wenn ſie an einem Geſpräche über die neue Abſonderlichkeit der Frau Notar teilnahm, und ſchließlich wurde ſie neugierig, wurde ſie eingeweiht — die Bedeutung all der Nichtigkeiten für die Ausfüllung ihres Lebens wurde ihr offenbar. Noch ein anderes Lächeln war aus ihrem Antlitz verſchwunden, das war den Wünſchen der Großeltern nach einem Kinde gegenüber. In dem dritten Ehejahre war all das Sehnen dieſer Frau auf die Mutterſchaft gerichtet. Zuerſt hatte ſie ja nicht gewollt; Schauer waren durch ihren Leib gegangen bei dieſer Vorſtellung, und wenn ſie einmal lange darüber nachgedacht hatte, war ſie ganz müde geworden vor erſtickten und verſchluckten Tränen, vor Angſt, ſie könnte ein Kind haben, das all ihre Kraft, all ihre Gefühle fortnehmen werde mit

ihrer zarten Schönheit, das ſie häßlich und kleinlich und verzagt machen werde.

Dann aber gingen die Tage dieſes ehelichen Lebens einer wie der andere. Ich ſagte ſchon: die Augen der Frau Agnes fragten, und es wurde ihnen keine Antwort. Die Zärtlichkeiten des Mannes banden ſie nicht. Niemals bebte ſie in der Erinnerung an ſeine Liebe, ſelten ſehnte ſie ſich nach ſeiner Gegenwart. Manchmal war ja noch die Hoffnung gekeimt; wenn er nach Hauſe kam, war ſie dann zu ihm hingegangen, ein Lächeln war auf ihren Lippen geweſen, und ihre Hand lag feſt und weich in der ſeinen. Dann war der Abend gekommen. Aber entweder kamen Freunde, oder Ernſt Chriſtian ging noch fort, wollte ſeine Frau auch gern mitnehmen, und wenn ſie einmal zu Hauſe blieben und um den Speiſezimmertiſch ſaßen, da rauchte er eine Zigarre, war fröhlich, ſagte einen neuen Witz oder eine komiſche Sache aus dem Bureau, und Frau Agnes kauerte ſich in ihrem Stuhle zuſammen, die Worte fehlen ihr, — ſie hatte ſich alles ſo anders gedacht. Und an ſolchen Abenden und Nächten, die von den beſten Vorſätzen eingeleitet waren, konnte es dann auch geſchehen, daß das Häßlichſte und Unreinſte, das Brutalſte und Roheſte in dieſen beiden Menſchen laut wurde, ſie ſich zornige Dinge ſagten, und ein Haß in ihnen wuchs, den auch die Umarmungen der Verſöhnung dann nicht auslöſchen konnten. Denn Ernſt Chriſtian war nicht der Mann, die grundloſen Launen einer Frau auszuſtehen, der es nur zu gut ging. Was ſollte denn das? So war ſie allein. Und da kam der Wunſch nach dem Kinde, der Erfüllung. Sie hegte den

Gedanken in den langen, langweiligen Stunden, ſie malte ſich alles aus. Sie wollte dann eine ſchöne, ſorgliche Mutter ſein, nichts ſonſt. Auch er würde dann wieder gut mit ihr ſein, das Kind ſie aufs neue vereinen. Und es werde nicht mehr ſo unſagbar leer ſein in ihr; auch das bange Gefühl, dieſes verzweifelte Warten würde ſicherlich aufhören — ach, ein Kind!

Agnes bekam im vierten Sommer, den ſie Frau war, einen Buben. Und die Zeit, die ſonſt für jede voller Qualen, Ahnungen und Schreckniſſe iſt, war für ſie eine heitere, glückliche Ruhezeit. Keinen Morgen gab es da, an dem ſie nicht mit einem kleinen Schrei der Glückſeligkeit erwachte, keine Nacht, die nicht die ſüßeſten Hoffnungen brachte. Dann — ſie wurde ja bald wieder geſund und friſch, ja ſchöner als je — ging ſie tagelang mit dem Kleinen umher, küßte und pflegte ihn. Der Vater ſah das gern, nur fand er ſich vernachläſſigt. Er machte auch kein Hehl daraus, daß ihm das nicht paſſe, wenn jetzt das Eſſen weniger gut ſei und vor allem nicht zur rechten Zeit auf den Tiſch komme. Und er fand es auch nicht richtig, daß ſeine Frau am Abend immer am Kinderbett ſitze. Schließlich, es war ja ein Dienſtmädchen da. Die Mutter zuckte bei dieſen Vorwürfen die Achſeln. Immer weiter entfernte ſie ſich von ihm. Die unausgeſprochene, grundloſe Feindſchaft der Ehe breitete ſich zwiſchen beide, die Gemeinſchaft löſte ſich auf, in keinem Worte verſtanden ſie ſich mehr. Agnes verlernte es, bei ſeinem Zorne zu weinen, und nur manche Nacht ſah noch ihre Tränen.

Ernſt Chriſtian verſuchte vielerlei, um ſich die Frau

wiederzugewinnen. Denn im Sinne hatte er noch das Bild des heiteren Wiener Mädchens, die Vorſtellung eines luſtigen Lebens, das ſie führen wollten. Und während ſie ſich im Laufe der Jahre gar nicht mehr die Mühe gab zu verhehlen, daß ſeine Zärtlichkeit ihr gleichgültig, ſeine Liebe ihr verhaßt ſei, erſtand in ihm wider ſeinen Willen das alte Gefühl für ſie, und er hätte ſie gern warm und zärtlich im Arme gehalten, hätte ſich gerne von ihr geliebt gewußt. Er bat, er ſchrie auch. Er höhnte ſie, und er warb neu um ſie. Er verwöhnte ſie, war wirklich gut zu ihr. Ja — Frau Agnes machte ſich ja ſelbſt das eine oder andere Mal die bitterſten Vorwürfe. Sie hatte doch gar keinen Grund, ihm böſe zu ſein. Allein dann kam wieder die Erinnerung an die erſten Jahre, an die Zeit, wo ſie ſich ſo geſehnt hatte, wo ſie ihm in die Arme geflogen wäre, wenn er nur das rechte Wort geſagt hätte, verſtanden hätte, was die leiſen, zagen Wünſche junger Frauen ſind, die faſt noch Mädchen ſind, unerblühte Blumen. Und wie oft Frau Agnes auch den Weg zu ihrem Manne wieder ſuchte, eine Dummheit ſtieß ſie immer wieder zurück. Sie konnte eben keine Zärtlichkeit mehr für ihn aufbringen.

Ernſt Chriſtian wurde ſtolz. Er hatte dann kalte Augen, maßlos harte Worte. Oft traf ein Satz ſeine Frau ſo tief, daß ſie tagelang gebückt umherging, und ihre Augen zuckten; oft half dann auch die Schmeichelei des Kindes nicht, und dann lief ſie, wenn es auch regnete, eine Stunde über Landwege, ließ ſich vom Winde das Waſſer aus den Augen wehen, und wenn ſie nach Hauſe kam, war ſie blaß, und ihre Stimme klang hart, ſelbſt gegen das Kind hart.

* * *

Die Stadt Salzburg ſchickte alljährlich ſoundſo viele Söhne wohlhabender Leute auf die Univerſität nach Wien oder nach Graz. Wenn die zu den Ferien oder gar nach ihren Studien heimkamen, erhielt die Geſelligkeit Friſche. Man war immer von neuem erſtaunt zu ſehen, wie verändert die jungen Leute heimkehrten. Im Frühſommer einmal, bei einem Waldfeſte, traf Agnes den jungen Herrn von Furtenſtein, den ſie als Gymnaſiaſten gekannt hatte, als ſie nach Salzburg gezogen war. Er war drei Jahre weg geweſen und erwies ſich nun als ein überlegener, lächelnder Menſch. Seine braunen Augen ſagten mancherlei, verſprachen auch viel. Er konnte dabei weiche Worte ſagen, und man glaubte ihm, wenn er von Liebe ſprach. Es war — ich ſagte es ſchon — damals Frühſommer. Frau Agnes und der überlegen lächelnde Jüngling, der ſo vielerlei wußte, aus Büchern, aber doch auch aus dem Leben ſelbſt, gingen oft miteinander ſpazieren. Sie fanden ſich immer wieder und waren höchſt erſtaunt, als ſie einſt merkten, ſich geküßt zu haben. Kein Wort der Liebe war vorher auf ihren Lippen geweſen. So kommt manchmal die Liebe wie ſelige Wunder im Märchen, auch wenn man ſie verbrecheriſch nennt. Oft war nun Liebe in den Augen dieſer zwei jungen Menſchen und Küſſe blühten auf ihren Lippen.

Frau Agnes wurde heiter. Das Kind wuchs heran, ging jeden Nachmittag mit ſeiner Mutter ſpazieren und hatte ſchöne Kleidchen, die Mama ſelbſt nähte, und dabei ſang ſie leiſe Liedchen. Einmal wurde Frau Agnes krank, und der Hausarzt ſchickte ſie auf einige Wochen ins Hochgebirge; als ſie aber aus Tirol heimkam, war ſie

ganz geſund, und ſogar das Verhältnis zwiſchen Ernſt Chriſtian und ihr wurde faſt friedlich. Von ihrer Reiſe hatte Frau Agnes die Gewohnheit langer Spaziergänge mitgebracht, und niemand wunderte ſich, die friſche Frau zu allen möglichen Zeiten rüſtig ausſchreiten zu ſehen. Sonſt iſt nichts von ihrem Leben in dieſen Jahren zu berichten.

Sie war eine von vielen Beamtenfrauen der Stadt Salzburg, hatte ein hübſches Kind und ſah zweimal im Monat Gäſte bei ſich.

* * *

Frau Agnes war ſchon dreißig Jahre alt, als ſie eines Morgens dieſen Brief ſchrieb:

Mein Freund!

Nun biſt du alſo von mir gegangen. Langſam haben wir beide den Tag an uns herankommen laſſen. Er ſtand uns manchmal näher, als der eine von uns glaubte. Ich weiß einen Tag, da ich zu dir kam, bereit, adieu zu ſagen. Ich war von allerlei peinigenden Gedanken gequält worden, ich hatte die Nacht hindurch geweint — und ich bin doch nicht allein geweſen —, dann hatte ich den Entſchluß gefaßt, von dir zu gehen. Unſere Wege ſollten ſich trennen. Ich weiß noch, wie der Morgen war, trotzdem es nun zwei Jahre ſind (und ein Tag war doch für mich wie der andere: peinigend und ſo weniges Glück war da für mich zu finden — dafür aber danke ich dir). An jenem Morgen alſo ging ich durch die ſtillen Straßen unſerer Stadt zum Bahnhof, ich wollte aufs Land hinaus; in der Wohnung hatte ich alles ſtehen laſſen, wie

es war, der Bub war ja bei den Großeltern wie jeden Samstag — ich hatte drei Stunden. Ich war ruhig, weil ich entſchloſſen war. Eine leiſe Traurigkeit war in mir, müde fühlte ich mich damals, da ich ja die letzte Nacht nicht geſchlafen hatte, aber es war keine Verzweiflung in mir. Nur manchmal hatte ich Mitleid mit dir und mit mir. Ich dachte an das Leben, das mir jetzt kommen würde; ein Suchen wird es ſein nach Erregungen, nach ärmlichem Ernſt, großen Empfindungen, ich würde in unſere Geſellſchaften gehen — es gibt wenig Ablenkung hier, du weißt es ja. Und ich bin doch noch an Wien gewöhnt — ja, wehmütig bin ich dann geworden, weil ich mir ſo leid tat. Und ich dachte: Auch du wirſt verlaſſen ſein, ein trauriger Menſch. Ich bin dann durch die Wieſen zu dem kleinen Haus gegangen, das zwiſchen Föhren ſteht und im Frühling ſoviel Heiterkeit ausſtrahlen kann. Ich habe mir am Wege die Handſchuhe ausgezogen, weil ich daran dachte, daß du es nie gern hatteſt, zum Willkomm meine Handſchuhe zu küſſen oder zu berühren.

Ich hab damals nicht Abſchied von dir genommen. Du küßteſt mich. Ich war glücklich, als ich nach Hauſe fuhr. Und doch hatte ich unter deinen Küſſen geſpürt, daß du mich nicht ſo liebteſt wie in jenem erſten Jahr. Nur deine Geliebte war ich noch. Ich habe mich ſo oft geſchämt. Ich habe gekämpft, ich bin zu ſchwach geweſen, von dir weg zu können. Immer wieder bin ich zu dir gekommen. So ſchwach, ſo demütig wird man. Und dies iſt wohl die Sünde meines Lebens. Und für ſie werde ich gewiß einmal büßen.

Du darfſt nicht lachen. Ich habe dich nie geplagt mit Worten, in denen ich von Reue ſagte. Ich habe auch lange nichts davon geſpürt, ein ganzes Jahr. Erſt als ich es mir ſelbſt ſagen mußte, daß unſere Liebe — die deine — nicht mehr war wie einſt, erſt ſeit damals fühle ich Schuld, fühle ich mich ſündig. Nun ſchickſt du mich weg. Aber ich wußte es an jenem Abend: Jetzt war es ſicher, daß du der Stärkere biſt, daß ich leiden werde und mich fügen. Ich hatte nicht die Kraft gehabt, nun hatteſt du ſie.

Und nun: Wir haben ſo oft geſpielt mit dem Abſchied. Bevor wir uns liebten, ſagten wir einander davon. Und dann noch oft. Wir wollen uns die Hand geben, frei „in Schönheit", ſagteſt du. Ich glaube nicht mehr an all das, verzeih! Und nun mein Freund, du ſchreibſt mir einen wehmütigen Brief, ſehr weich, du ſagſt von deiner Liebe für mich: „aber es muß ſein." Du weißt wohl, was du ſagſt: Es muß ſein. Du haſt mich nicht mehr lieb, ſo wenig, daß du nun ſogar das Herz haſt, mir es zu ſagen.

Ich bin nicht ſo unglücklich, als du vielleicht glaubſt. Ich kann ſpazieren gehen, ich hab den lieben Buben, niemand quält mich, ich kann ſo viel allein ſein, als ich will. Manchmal iſt es, als fehle mir gar nichts. Ich bin auch nicht neidiſch auf ſie, der du jetzt gehörſt. Du mußt dich nicht wundern, daß ich auch das weiß. Ich kenn' dich ja, ich weiß ja ſo viel von dir. Alle die Monate habe ich gewußt, daß du eine andere begehrteſt. Jetzt gehört ſie wohl dir. Wenn ſie dich doch ſo lieb hat, wie ich dich hatte. Denn jetzt fühle ich nichts mehr. Dein Brief

weckt kaum einen Widerhall in mir. Nur daß ich mich erinnere. Aber ich bin ja ſo gleichgültig — denn verloren hatte ich dich ſchon ſo lange. Glaubſt du es nicht, daß eine Frau es ſpürt? wie die Zärtlichkeiten, die Blicke müde, erzwungen werden, wie deine Liebe nur träg erfüllte Pflicht wurde? Und mir hat nur der Mut gefehlt, ein Ende zu machen. Ich bin doch eine Frau, und trotzdem du mir kein Glück mehr gabſt, nichts mehr von dir ſchenkteſt — ich habe doch immer gefürchtet, dich zu verlaſſen. Ich glaubte, es müſſe doch noch ein Tag kommen, wo wir beide wieder ſo für einander fühlen wie einſt. Jetzt ſchäme ich mich und ſchicke dir alle Briefe zurück, die ich noch habe. Es ſind ja nur ſo wenige. Die Blumen habe ich ins Feuer geworfen — auch jenes kleine Meſſer, das du mir gabſt, iſt in den Fluß gefallen, als ich heute über die Brücke in die Stadt ging.

Ich hoffe, du fährſt bald weg. Wenn wir uns zu dritt träfen, wäre es in der erſten Zeit ſchlimm für mich. Aber ſchließlich . . .

Nie wirſt du jetzt mehr einen Brief von mir bekommen. Du wirſt dich alſo auch nicht mehr kränken müſſen, daß ich oft die Worte „abhacke", wie du ſagſt. Doch erinnere ich mich, daß du einſt ſelig warſt, wenn ich dir auf ganz kleinen Zetteln ſchrieb: Ich hab dich lieb. — Leb wohl!

Dieſer Brief wurde an einem Freitag geſchrieben. Sonntag lag er, als Frau Agnes zur Meſſe ging, mit dem Paket alter Briefe noch auf dem kleinen Nähtiſche. Sie hatte nicht den Mut gehabt, ihn wegzuſenden. Solange er

nicht in ſeinen Händen war, dachte ſie, gäbe es noch eine Brücke, einen Steig zwiſchen ihnen.

Und dann war das Leben ſo leer.

Als ſie aber beim Eſſen ſaß, dem Manne mit der ſonntäglichen Laune gegenüber und den Buben zur Seite, da ſtieg ihr plötzlich ein heißer Schmerz auf. Reue überkam ſie, Scham, daß ſie den Mann, der ſie nicht liebe, hatte feſthalten wollen; ſie hatte die Empfindung, eine Sünderin zu ſein, von der ſie ſchon ſeit Monaten manchmal geplagt wurde, nun heftiger als je; denn ſie mußte ſich eingeſtehen, daß ſie nun nicht mehr aus unbezwinglicher Leidenſchaft handle, ſondern aus Angſt vor der Gleichgültigkeit ihres Lebens. Ihr Gewiſſen klang, da ihre Liebe ſchon lange den Weg des Sterbens gegangen war. Daß ſie die Gebärden der Leidenſchaft nur kühl weitergetrieben habe, daß das aber was Schlechtes ſei, das kam ihr jetzt zum Bewußtſein, als ſie beim Sonntagsmahle ſaß. Und zwiſchen Braten und Mehlſpeiſe ſprang ſie ganz ſchnell und jäh auf, lief in ihr Zimmer und nahm das Paket, um es dem Mädchen zu geben, die es wegſchicken ſollte. Es war ja wohl verpackt. Dann wurde ſie heiter, ſcherzte mit dem Kinde, und eine große Friedlichkeit kam über ſie. Jedoch nach Tiſch ging ſie in ihr Zimmer und weinte. Sie dachte gar nicht ſo eigentlich an den Geliebten, ſie war wirklich ſo gar nicht eiferſüchtig, auch Sehnſucht hatte ſie keine. Die Tränen floſſen leiſe und mild, um das Leid ausſtrömen zu laſſen, das aber nicht von außen kam, das ihr keiner zugefügt hatte, nur ſie ſelbſt war ſchuld. Denn ſie weinte über die Monate, die ſie geſündigt hatte, die ſie ſich weggeworfen hatte ohne Liebe,

und wohl ahnend, daß ſie nicht mehr geliebt werde wie einſt . . . Zu dieſem „einſt . . .“ aber kehrten ihre Gedanken immer zurück, wie ſie daher kamen, und dabei kam ein Schluchzen über die junge Frau Agnes. — —

Herr Helfert ging in die Küche, um Kielfedern zu ſuchen, mit denen er ſeine Pfeife zu reinigen pflegte. Er hatte eine ganz kleine engliſche Pfeife, die er hegte und pflegte und nur am Sonntagnachmittag, weil er da Muße hatte, rauchte. Die Küche war leer, was Herrn Helfert ärgerlich machte. Er ging durch den kleinen Raum, dachte an die Unzuverläſſigkeit der Dienſtboten und trommelte mit den Fingern auf dem Küchentiſch, auf dem noch die ungewaſchenen Teller und Gläſer ſtanden. Sein Auge fiel auf ein kleines Paket, das die Schrift ſeiner Frau trug. Er nahm es auf und las den Namen des Herrn von Furtenſtein als Adreſſe. Mechaniſch, ohne ſich über die Seltſamkeit, daß ſeine Frau jungen Herren kleine Briefpakete ſchickte, zu wundern, nahm er das Paketchen mit in ſein Zimmer. Fünf Minuten ſpäter ſtürzte er, ohne ſeiner Frau ein Wort zu ſagen, aus dem Hauſe, und der Notar Höller, der ihm im Mirabellgarten, den er eiligen Schrittes durchging, begegnete, erzählte abends am Stammtiſch im Café Tomaſelli, daß er den Helfert nur einmal vorher mit ſo verzerrtem, hilfloſem und doch brutalem Geſicht geſehen habe, und zwar war das vor zwei und einem halben Jahre geweſen, als im Bureau eine Unterſchlagung vorgekommen ſei, und da er in demſelben Hauſe wohne, habe er uſw. Man dachte nun viel darüber nach, was Herrn Helfert über die Leber gelaufen ſein könne. Allein es wußte keiner eine Erklärung zu geben,

denn die weiteren Begebniſſe des Nachmittages kannte ja noch niemand. Geſchehen war dieſes: Herr Helfert hatte den Herrn von Furtenſtein vor dem Haustor getroffen, als der junge Mann eben im Begriffe war, mit ſeinem Freunde, dem Oberleutnant Hauſer von den Kaiſerjägern, nach Reichenhall zu fahren. Die beiden wollten mit einem flüchtigen Gruße vorbei, doch Helfert drängte ſich an den ſchmächtigen, jungen Mann heran, ſah ihn einige Sekunden mit roten, immer größer werdenden Augen an, ſuchte nach Worten, öffnete den Mund, ſtieß ein paar leiſe, ſchnappende Laute aus, und während der Offizier, der dabeiſtand, für das alles keine Erklärung wußte und wartete, was nun kommen ſolle, ſah der Jüngling Herrn Helfert mit ruhigem Antlitz an und wartete auf das erſte Wort. Plötzlich aber hob Helfert ſeine Hand und ſchlug den anderen ins Geſicht. Der Oberleutnant Hauſer riß die beiden auseinander, führte ſeinen Freund in die Wohnung hinauf, und eine Viertelſtunde ſpäter waren Zeugen für einen Zweikampf beſtimmt.

Herr Helfert war plötzlich ganz ruhig geworden. Er ſaß im Zimmer ſeines Vaters, der nicht zu Hauſe war, am Schreibtiſch, nachdem die beiden Offiziere, die ſeine Sache übernommen hatten, weggegangen waren, und hatte nur einen Gedanken: In der Früh um fünf Uhr alſo ...

Kein Gedanke ging zu ſeiner Frau, keine Sekunde überdachte er ſeine Beziehungen zu ihr, die Schmach, die ſie ihm angetan habe, und was ſie wohl bewogen hatte. In ſeiner Rocktaſche ſteckten noch die Briefe. Er hatte nur einen einzigen geleſen, einen Zettel ſeiner Frau, der eine Zuſammenkunft beſtimmte, keinen Zweifel offen-

ließ. Den hatte er nicht aus der Hand gelaſſen, ſeit er ihn aus dem Kuvert genommen, und als er die Fauſt öffnete, um den Geliebten ſeiner Frau ins Geſicht zu ſchlagen, da war das kleine graue Papier zu Boden gefallen, und erſt der Oberleutnant hatte es dann aufgenommen und oben in dem Zimmer ſeines Freundes langſam verbrannt, nachdem ihm ein Blick auf die Schrift die ganze Angelegenheit erklärt hatte. Sonſt fiel in den Beſprechungen dieſes Tages kein Wort über den Grund des Vorfalles.

Als es dämmerte, kam der alte Vater von ſeinem Spaziergange in die Einſamkeit ſeiner Wirtſchaft zurück. Bedächtig zog er im Dunkeln der Stube ſeinen Rock aus, ohne den Sohn zu bemerken. Erſt als er zum Tiſch trat, ſah er ihm ins harte, bleiche Geſicht. Einige Worte genügten den beiden. Kein Wort wurde von dem alten Manne geſprochen, um den Sohn vom Duell abzuhalten. Er kannte die Pflichten ihres Kreiſes, ſprach nur von Außerlichkeiten, ſchickte eine Nachricht zu Agnes, daß ihr Mann nicht komme, daß ſie ſich aber nicht ängſtigen ſolle, und drang dann in den Sohn, ſich früh zu Bett zu legen. Das alles geſchah, ohne daß ein Wort Erregung zeigte. Am Morgen, der langſam in die Schlafkammern der beiden, die wenig geruht hatten, hereinbrach, gaben ſie ſich die Hände, und in einem einzigen Satze nahm der Vater dem Sohne die größte Sorge ab: „Ich nehme ihn zu mir.“

Beim zweiten Kugelwechſel wankte Herr von Furtenſtein. Er war leblos, bevor ihm der Gegner die Hand zur Verſöhnung hatte verweigern können. Mit feſten Schritten ging der Sieger in die Wohnung des Vaters

und verließ ſie nicht mehr, bis das Gericht auf kaiſerlichen Befehl die Unterſuchung eingeſtellt hatte. Dann ſah man ihn wieder ins Bureau, ins Kaffeehaus gehen, ohne daß ein Wort das Vergangene berührte, ohne daß je im Geſpräch, ſelbſt zwiſchen ihm und dem Vater, der Frau oder des Toten Erwähnung getan wurde.

Noch am Morgen des Zweikampfes, bevor das Gerücht von dem Geſchehenen das kleine Haus am Mönchsberg erreichen konnte, war der alte Herr Helfert, wenige Minuten nachdem der Sohn unverſehrt zurückgekommen war, zur Schwiegertochter gegangen. Er hatte ſie am Fenſter ſitzend gefunden, ſehr bleich, mit aufgeriſſenen Augen, zerbiſſenen Lippen und doch nicht zerknirſcht, ganz anders, als er ſie erwartet hatte. Er berichtete nur: Ernſt hat ihn erſchoſſen. Frau Agnes faßte mit beiden Händen den Winterrock des Schwiegervaters, hielt ſich daran feſt. Eine Sekunde ſchien es, als wolle ſich ihr Schmerz löſen, als wolle ſie ſich bei ihm ausweinen. Aber ſie ließ die Hände ſinken und fiel wieder in den Stuhl zurück, auf dem ſie nun ſchon ſeit vielen Stunden ſaß.

Der alte Herr Helfert ſprach ganz ruhig von der Zukunft. Nun ſein Sohn lebte, war ſein Zorn über die Frau nicht mehr ſo heftig. Aber er verſtand den Ehemann, der keine Gemeinſchaft mit ihr haben, ihr das Kind nehmen wollte. Frau Agnes ſollte wählen, ob ſie zu ihrer Mutter zurückkehren wolle oder anderswo leben, in Salzburg dürfe ſie nicht bleiben; man werde die Scheidung bald durchſetzen, das Kind müſſe ſie verlaſſen ...

Ein kleiner Schrei kam aus dem Munde der Frau, als ſie hörte, daß ſie ihr Kind hergeben müſſe. Nun

weinte ſie auch, beugte ihren Kopf tief hinab, hielt ſich mit beiden Händen am Sitz des Seſſels, während ihr Leib bebte, und die Tränen rannen über ihr Geſicht. Aber ſie wehrte ſich nicht. Sie führte das Kind aus ſeinem Zimmer, küßte ſeine Händchen, ihre Tränen fielen auf ſein verwundertes Geſicht, dann führte es der Großvater aus dem Hauſe ſeiner Mutter.

Als er durch die Tür ſchritt, und Frau Agnes wieder am Fenſter ſaß, wie ſie geſeſſen, als er kam, da ſagte er noch ganz leiſe: „Vielleicht wird alles wieder gut.“ Als er aber ausgeſprochen hatte, reuten ihn ſeine Worte, und jeden Tag der kommenden Monate kränkte er ſich dieſer Milde wegen.

Frau Agnes hatte aber nur den Kopf geſchüttelt. Faſt hätte ſie gelächelt, es wäre aber ein herzzerbrechend wehes Lächeln geworden. Lange, lange Wochen kam kein heller Gedanke über ſie. Sie packte ihre Sachen, wenige Tage nach dieſer Beſprechung zog ſie aufs Land, nach einem ganz winzigen bayeriſchen Städtchen, nahe der öſterreichiſchen Grenze. Dort lebte ſie, dort habe ich ſie kennen gelernt, als ich einmal im jüngſten Frühling mich vor allerlei Ärger in die Einſamkeit flüchtete. Sie wohnte in einem kleinen einſtöckigen Häuschen, das eigentlich gar nicht mehr in der Stadt ſelbſt lag. Aber in dieſen kleinen Orten verliert ſich ja die Stadt im Land, Weinberge löſen die Häuſerreihen ab.

So lag dieſes kleine Haus, das ſich in gar nichts von den Wohnungen der Kleinbürger ſonſt unterſchied, faſt eine Viertelſtunde von dem eigentlichen Orte ab, und nur eine alte Kirche, in der längſt keine Meſſe mehr ge-

leſen wurde, war die Nachbarſchaft; denn der Ort hatte ſich nach der anderen Richtung hin ausgedehnt, ein neues Gotteshaus war auf dem Platze gegenüber dem Gemeindehaus und der Filiale der Sparkaſſe aus weißem Sandſtein aufgebaut worden, und niemand kümmerte ſich mehr um die alte Dorfkirche, deren Turm nur eine Sonnenuhr hatte. So lag das kleine Haus ganz einſam da; allein es war von einem hübſchen Garten umgeben, in dem Roſen wuchſen und gelbe Sonnenblumen. Später ſah ich auch, daß man aus dem ſüdlichen Winkel des Gartens eine ſchöne Ausſicht über das Tal hatte. Bis zu den letzten Häuſern der nächſten Anſiedelung konnte man ſehen, wenn man dort ſaß und den Blick in die Weite gehen ließ. Ganz weit auf einem Hügel war auch noch die Knaben- und Mädchenſchule zu erblicken, wo die neuen Menſchen heranreifen. Das alles, daß man von dem kleinen abgelegenen Hauſe alſo gleichſam das ganze Dorf überwachen konnte, habe ich ja allerdings erſt ſpäter erfahren, als ich ſelbſt Abend für Abend auf einer Bank unter einer wilden Kaſtanie ſaß und mit der Beſitzerin ſprach.

Zu dieſer Zeit war Frau Agnes eine ruhige, blonde Frau mit hellen Augen, zart, aber nicht gebrechlich; und kein leidender Zug war in ihrem Antlitz. Ja für mich, der ich täglich in ihrem kleinen Garten ſaß und immer mehr von ihrem Schickſal erfuhr, war es wunderlich, ſie ſo ruhig und ſicher zu ſehen. Die hohe Stirn, die das volle Haar ganz frei ließ, zeigte nur eine Sorgenlinie, und auch die war nur leiſe, wie geglättet von der Zeit. Ich ſchätzte das Alter der Frau Agnes auf drei-

ßig Jahre. Ich hatte, ſie ſelbſt belehrte mich, zu tief gegriffen.

Wie ich ihr das ſagte, blieb ſie ernſt, und erſt nach einer ganzen Weile kamen ihr die Worte langſam und zögernd aus dem Munde: „Ich habe früher wohl immer älter ausgeſehen, als ich war. Die Jahre, die ich nun hier lebe, haben mich verjüngt. Es iſt mir ſelbſt manchmal, als wiſche jeder Tag, den ich hier bin, etwas hinweg von meinen Jahren und meinem Leid.“

Es läßt ſich denken, daß ich während der Tage, die ich in dem Städtchen verlebte, auch von anderen manches über das Leben der Frau Agnes erfuhr. Es war bewegungslos. Kaum daß hier und da ein Brief zu ihr kam. Von ihrem Eheſchickſal wußten manche einiges; ſie hatte nie die geringſte Sorge getragen, den Ehebund zu verheimlichen.

Einmal war die Mutter der Frau Agnes in das kleine Haus, das ſie zuerſt gemietet, dann aber mit all dem alten Hausrat käuflich erworben hatte, zu Beſuch gekommen. Das war im erſten Jahre des Aufenthaltes geweſen. Allein es war der Wienerin zu ſtill geweſen, ſo war ſie raſch wieder abgereiſt, und da der Tod ſie im Jahre darauf holte, war nie wieder Beſuch in das Tal gekommen. Die Scheidung der Ehe war bald ausgeſprochen worden, und Frau Agnes hatte das Recht erhalten, ihr Kind allmonatlich einmal bei ſich zu ſehen und im Sommer vier volle Wochen als Gaſt zu haben. Nie aber hatte die Mutter dieſes Recht verlangt, nie ausgenutzt. Es kam vor, daß ſie deshalb geſcholten, für herzlos gehalten wurde. Ja, ſogar der Ortsgeiſtliche war

bei ihr geweſen, um ſie an ihre Mutterpflicht zu gemahnen. Frau Agnes aber hatte ihm keine Antwort, keine Aufklärung gegeben. Man ſah ihr überhaupt nichts von ihrem Leide mehr an; ſie ging alltäglich einige Stunden durch die Felder, ſie ſaß in ihrem Garten, ſpielte mit Kindern. Zu Weihnachten beſchenkte ſie die Kleinen, und da ſoll es einmal vorgefallen ſein, daß ſie bitterlich geweint hat. Dies wird wohl in jenem Jahre geweſen ſein, da in Salzburg ihr Kind, das einſam bei Vater und Großvater lebte, ſchnell dahinſtarb. Dem Enkel folgte der alte Herr Helfert bald ins Grab. Und der Frau Agnes wurde eines Tages ein Teſtament durch den Notar zugeſandt, in dem ihr der verſtorbene Schwiegervater eine kleine Uhr vermachte, und in dem der Wunſch ausgeſprochen war, Mann und Frau ſollten doch wieder zueinander finden. Und allen unverſtändlich war der Zuſatz: Ernſt möge es ihr leicht machen, wenn er ſeine Mutter je geliebt habe.

Und doch, es wurde keine Gemeinſchaft mehr zwiſchen den beiden. Keiner machte einen Schritt zum anderen. Ernſt Chriſtian ging in ſein Amt, rückte vor und fand neue Bekannte zu den alten; im kleinen Städtchen zogen die Tage langſam an Frau Agnes vorüber, die von ihrem Hauſe aus zuſah, wie die Reben ſprießen, kleine, harte grüne Beerchen und dann volle freudige Früchte tragen. Niemals iſt Frau Agnes in Verkehr mit irgendeinem Menſchen getreten, und als ſie ſtarb — ein raſches Leiden kam über Nacht und zerſetzte ihr Blut —, fehlte ſie in niemandes Leben. Vielleicht iſt ſie gerade deshalb leichter geſchieden. Ihr letzter Wille trug aber auf, daß

ſie in Salzburg, auf dem grünen Friedhof zu St. Peter, beſtattet werde. Und dieſe Beſtimmung hat man durch Erfüllung geehrt. Da aber im Teſtament keine Grabſchrift für den Stein vorherbeſtimmt war und es keinen gab, der ſich um die Inſchrift ſorgte, ſo ließ der Friedhofsverwalter, da die Mittel hierzu reichten, darauf ſetzen: Hier liegt Frau Agnes Helfert . . . So wie es eingangs mitgeteilt iſt.

Aber ſelbſt von den Einheimiſchen, die an dem Grabe vorbeigehen, wiſſen nur die wenigſten, was dieſes Leben bedeutet habe. Denn die langen Jahre, die Frau Agnes fern von Salzburg verbracht hatte, haben Vergeſſenheit über ihre Sünde, ihr Leid und ihre Geſchichte gebreitet. Nur einer lebt noch als Greis, der ſie wohl nie vergeſſen wird. Seine Züge ſind immer härter geworden, wie die ihren immer weicher und milder. Und während ihre Augen es lernten, den hellen Tag zu durchſchauen, die Sonne und die Natur zu lieben, kann man den penſionierten Hofrat mit verkniffenen Augen und ſcharfen Blicken die Salzach entlang ſchreiten ſehen, in Grübeleien verſunken und altem Leide nachdenkend.

Der arme Junge

Wir waren nach einer ganz dummen Nacht im „Cyrano“ auf der Place Blanche oben gelandet. Ein paar Herren, die ſich eigentlich nicht allzuviel angingen, und die der Zufall nur ſo für eine Lebensepiſode zuſammengebracht hatte. Es war ſchon recht ſpät, wir hatten wieder Hunger bekommen, ſchälten nun harte Eier und ſahen die Mädchen an, die rechts, links, überall um uns herumſaßen. Na, ſchön waren die meiſten nicht. Was eben ſo um 3 Uhr noch in den Montmartre-Cafés herumſitzt. Zwei ſpielten „Dame“ und riefen zwiſchen zwei Zügen ganz abſcheuliche Dinge zu uns herüber, weil ſie uns Deutſch ſprechen hörten und „Landsleute“ waren.

Wir ſprachen ſo die gewohnten Sachen. Langweilige Abenteuer, Erotik und Finanztechnik und Soziologie vermiſcht. Einer war zyniſch, der andere wehmütig. Eigentlich grauſte uns allen. Aber nach Hauſe wollten wir doch nicht. Alſo noch Anekdoten. Die jüdiſchen Witze waren ſchon erledigt.

„Ich will Ihnen eine Geſchichte ohne Pointe erzählen.“

„Wahr?“

„Ganz. Sie werden ſehen! Sinn haben ſchließlich nur die wahren.“

„Was man nämlich ſo wahr nennt.“

„Alſo . . .“

„Vor zwei Jahren ging ich einmal eine Zeitlang in ein kleines Café am Boulevard St. Michel oben im

Quartier. Ich wohnte zwar ſchon in der Madeleine-Gegend, aber ich ging Abend für Abend hinauf über dieſen wunderbaren Konkordienplatz, die Ufer lang, durch den verſunkenen ſtillen Tuileriengarten, um dann in dem kleinen Café zu ſitzen, bis der Abend um war. Es waren nie viele Gäſte dort, nie eine Frau allein, auch ſonſt nichts Aufregendes, ich ging ganz einfach hin, weil mich einmal der Zufall von Bullier aus am Donnerstag hingeführt hatte; übrigens auch weil der Kaffee nur 30 Centimes koſtete — es war eine Zeit, in der ich gar kein Geld hatte.

Ich ſaß alſo einmal da und fünf Tiſche von mir ein Paar. Die beiden mußten auch Stammgäſte ſein, der Garçon ſtellte den ‚Bock' vor ihn, den ‚Mazagran' vor ſie, ohne zu fragen. Ich hatte ſie gewiß auch ſchon geſehen, aber ich bemerkte erſt jetzt, was für ein liebes deutſches Geſicht er hatte. Sie war — na, Sie wiſſen ſchon. Beſſer als das, was um uns herumſitzt. Weniger Depot, weniger angeſtrichen und emailliert, aber doch moeurs faciles. Ein collage alſo —"

„— nettes Deutſch gewöhnen wir uns hier an."

„Laſſen Sie doch —"

„Er war ein hübſcher Junge. Furchtbar jung, grün. Deutſch, aber gewiß nicht Berlin. Blond, glatt geſtrichenes Haar. Ein Pincenez, das er häufig abnahm und mit nervöſen Bewegungen putzte. Kleine, unglaublich ſchüchterne Augen. Und unſagbar höflich, förmlich. Natürlich ſehr verliebt. Aber zart wie in einer Tanzſtunde."

„Na, na. Im Café, und die Kleine —"

„Die Kleine ſprach. Viel, luſtig, und er ſtaunte. Im-

merzu. Ich ſaß aber an dem Abend zu weit, um was hören zu können. Trotzdem aber mußte ich manchmal ſehen, daß der deutſche Junge ein furchtbar trauriges Geſicht machte. Um 10 Uhr ſtanden ſie auf, er half ihr ins Jackett, ſie gingen. Aber beim Anziehen, wenn er ihr die Ärmel hineinſchob, keinerlei Zärtlichkeit, keine von den gewiſſen Bewegungen, nichts ...

Am anderen Tag rückte ich einen Tiſch näher. Mich intereſſierte die Beziehung der beiden doch. Der Kleine war ſo traurig geweſen, was war da los? Betrog ſie ihn? Oder war er ein Retter, wollte er ſie erheben? Ich horchte alſo etwas. Unauffällig. Über den ‚Temps' hinüber. Es war aber gar nicht ſchwer, die Sache herauszubekommen. — Er war ein guter, lieber Junge, friſch von der Univerſität, viertes Semeſter vielleicht, und nach Paris irgendwie verſchlagen. Vielleicht zuerſt nur für ein paar Tage hingekommen. Ferienreiſe oder ſo etwas. Deutſch bis ins kleinſte. Kleider, Haare, Reinlichkeit, Manieren; das Franzöſiſch, das er mit ihr ſprach, natürlich auch. Und er liebte ſie. Unbändig und aus der Entfernung. Keuſch. Ja. Sie lachen und haben gewiß recht. Ich habe auch ein paar Abende gebraucht, bis ich auf die Idee kam, daß die beiden nur ein platoniſches Verhältnis miteinander hatten. Wunderbar genug war's. Und ihre Schuld gewiß nicht. Aber nun, wie ich die Sache entdeckt hatte, war mir auch ſeine Traurigkeit, die ganze Art ſeines Tones verſtändlich. Sie wiſſen ja, wie wir oft genug ſind, wenn das Tier nicht, noch nicht entfeſſelt iſt. Er hatte auch ſo die gewiſſe belegte Stimme, den asketiſchen Ton, — und ſie war nervös. Manch-

mal kam ſo ein Fetzen Geſpräch herüber, und ich muß zur Ehre des Mäderls erklären, ſie belog ihn nicht! Man mußte nicht übertrieben helle Augen und Ohren haben, um zu merken, daß ſie aus ihrer Situation, ihrer Art zu leben kein Geheimnis machen wollte, ſich auch nichts Beſſeres wünſchte, als von ihm ſchlechtweg genommen zu werden, eine Weile ſeine petite femme zu ſein, im warmen Zimmer zu ſchlafen, zu eſſen, ſtatt immer wieder auf die elende Abenteuerfahrt nach dem Michó zu gehen. Der Kleine aber verſtand nichts. Er zwang ſie manchmal zu lügen, war verwirrt, ſchwieg dann eine Weile ganz, begriff die Welt nicht, kannte ſich gar nicht aus und war ſehr unglücklich. Vielleicht ſind wir alle einmal ſo geweſen, ſo dumm und ſo rührend, ſo rein trotz allem Wiſſen von den Dingen. Der eine lebt vielleicht nur drei Tage oder Wochen, der andere ein paar Jahre in dem Glauben, daß es zwei ganz voneinander getrennte Gruppen von Frauen gibt, die einen ehrt oder liebt man, und die anderen ſind verworfene Geſchöpfe, die den böſen Lüſten dienen, aber das ſind zwei ſo verſchiedene Welten, daß es nie einem paſſieren kann, eine Frau zu lieben, die auch das Tier in ſich hat — na, Sie wiſſen, was ich meine. Der liebe Junge in dem kleinen Café am Boulevard St. Michel war nun in dieſer Phaſe, und ich ſah mir das, glauben Sie mir, mit einiger Wehmut an. Dabei, bei dieſer Beobachtung wäre es aber auch wohl geblieben, wenn nicht . . ."

„Natürlich."

„Ja. Alſo ich traf ſie eines Nachmittags auf den Quais. Ich ſtand vor dem Stapel eines Bouquiniſten und las. Sie

ging vorbei und lächelte. Ein gewohnheitsmäßiges, recht elendes Lächeln. Ich langweilte mich, ging ihr nach, redete ſie an. Wir kannten uns nun ja ſchon eine Weile, und ich mußte weder zu dem Abſinth noch zu dem Beſuch bei mir lange zureden. Bevor ſie aber dann um 7 Uhr abging, um mit dem Kleinen in irgendeinem Duval zu dinieren, erzählte ſie, während ſie ſich die Haare aufſteckte, die Strümpfe hochzog, wie's mit dem ‚Freunde' ſei. Ganz wie ich mir gedacht hatte. Er war ihr an einem Sonntagnachmittag begegnet, hatte ſie für eine kleine Modiſtin oder ſo was, Midinette, gehalten, war mit ihr nach St. Cloud hinausgefahren, und ſie, die ſich am ſchönen Sommerſonntag langweilte, ſchenkte ihm die Zeit, den Abend für ein paar ungeſchickte Worte und wunderte ſich nur, daß er nicht einmal bei der Rückfahrt, wo ſie auf dem kleinen Schiff unten in der Kajüte dicht gedrängt mit vielen anderen Menſchen ſaßen, ein wenig zärtlich wurde. Verblüfft war ſie ja dann abends, als er ſie in einen Wagen ſetzte und nach Hauſe ſchickte. Schließlich dachte ſie ſich aber: Es gibt ſonderbare ‚types' in dieſer großen Stadt und kam am andern Tag zum Rendezvous, das er ihr im Louvre beſtimmte. Zum Glück hatte er geſagt, bei den Bildern, ſonſt wäre ſie natürlich ins Warenhaus gegangen. Sie war ja eine vernünftige kleine Perſon. Übrigens, bei näherer Bekanntſchaft netter, als ich fürs erſte geglaubt hatte. Louvre, Parc Monceau, das hatte drei Tage gedauert. Dann kleine Mittageſſen und das Café. Liebe und ſonſt nichts. Er war von einer peinlichen Rückſicht. Fragte nicht, was ſie tat, wovon ſie lebte. War bei jedem Kuß, den er bekam, wie ein dreifach

reuiger Ehebrecher. Und ging, als ſie deutlicher wurde, mit dem tiefen Schmerz in der Seele herum.

Sie klagte mir ihr Leid. ‚Ich kann ihm doch nicht einfach ſagen, daß ich — alſo zum Beiſpiel, daß ich bei Ihnen war. Manchmal hab' ich eine Rieſenwut, was denkt er ſich eigentlich?'

Ich fragte — natürlich —, ob er ihr — na alſo, ob ſie ſein Portemonnaie benütze. Und da erzählte ſie rührende Sachen, wie aus einer Marlittgeſchichte oder einem Tauchnitzroman: er bezahle hinter ihrem Rücken ihre Wirtin, er ſtecke ihr heimlich zwei Louis in die Börſe. Und ſo weiter."

„Na alſo, was will ſie dann noch?"

„Ja, da haben Sie's. Der Männerhochmut in Reinkultur. Das iſt ſo Ihr Gefühl."

„Werden Sie nicht gleich grob."

„Weil ich mich gifte. Das Mädel war eben nicht ſo, daß es ihr genügt, ein paar Goldſtücke zu filoutieren. Einmal — es macht jede Frau wütend, wenn einer nicht alles tut, um ſie zu beſitzen, und dann: ſie war ein gutes Ding, und es tat ihr leid, daß er ſich ſo nutzlos quälte. Wahrſcheinlich ſah ſie aber auch eine Kataſtrophe voraus, wenn ihm die Augen endlich aufgehen mußten.

Die kam denn auch, und ich war die Urſache. Ein paar Abende nach meiner Begegnung ging ich nicht ins Café — ich ſchämte mich, aufrichtig geſagt, etwas. Ich weiß nicht warum, aber der Junge ſchien mir überlegen — vielleicht, weil er mehr empfand, empfinden konnte als ich. Dann aber reizte mich die ſonderliche Situation doch, — ich ſaß abends wieder an meinem Tiſch. Sie war nicht da. Aber

er wartete. Hielt den Kopf auf die Hände geſtützt und ſtierte, wenn die Türe aufging, hin. Sie verſpätete ſich. Dann aber kam ſie doch. Und irgendwie müſſen wir uns verraten haben. Entweder ſie lächelte mir zu, oder er fing einen Blick auf. Ich will mich auch nicht beſſer machen, als ich bin, — es mag ſein, daß es mich einen Augenblick gereizt hat, vor ſeinen Augen mit ihr zu ſpielen ... kurz, er war den Abend ſehr aufgeregt. Blickte immer wieder nach mir und zwang ſie, bald wegzugehen. Am anderen Abend ging ich erſt recht hin. Wie das nun einmal iſt: ich wollte nicht ausweichen. Aber ſie kamen nicht. Ich wartete bis 10 Uhr, dann ging ich auch. Drei Schritte vor der Türe ſtand er. Und wie er mich ſah, los zu mir hin. Er zitterte vor Aufregung, war ganz bleich. Und brachte zuerſt kein Wort heraus. Ich wußte auch nichts zu ſagen, blieb ſtehen. Dann ziſchte er mit einem geradezu wilden Laut: ‚Sie Schuft.‘

Nun, Sie kennen mich ein wenig. Mir ſitzt das Handgelenk ſonſt auch etwas leicht. Und ich bin nicht der, den man beſchimpft. Aber ich rührte mich nicht. Ich hatte während dieſer Sekunden das Gefühl, ein weiſer Vater zu ſein, der die ſchöne Torheit ſeines Sohnes anſieht. Und dann ſpürte ich die Tiefe, die Intenſität ſeines Gefühles. Einen Augenblick kam mir der Einfall, den Menſchen bei der Hand zu nehmen, mich mit ihm in einen Winkel zu ſetzen und ihm eine Menge zu ſagen. Aber dazu iſt unſere Kultur doch zu ſteif. Und ſchließlich: er hatte ‚Schuft‘ geſagt. Ich ging alſo, ohne einen Laut zu ſagen, die Straße lang an ihm vorbei. Er blieb ſtehen, rief noch was nach, ‚Feigling!‘ glaub’ ich.“

„Haben Sie die Kleine ſpäter noch einmal getroffen?“

„Nein. Ich weiß alſo auch nicht, was ſie ihm geſagt hat. Ob ich als der Verführer geſchildert wurde? Ob ſie ſich in die Rolle der reinen, mißhandelten Kreatur hineingepaßt hat? Ob der liebe Junge von ihr losgekommen iſt?“

„Vielleicht hat er ſie geheiratet. Kommt auch vor. Oder iſt mit ihr verludert.“

„Vielleicht. Vielleicht hab' ich ihm den größten Dienſt erwieſen. Er hat mich Schuft genannt und das Mädl dann genommen, wie ſie genommen ſein wollte, hat ſich dann wahrſcheinlich zwei Wochen ſpäter an ihr brutal genug dafür gerächt, daß er in Illuſionen über ſie dringeſteckt hatte — das verzeihen wiederum Männer nie.“

„Sie ſind ein Zyniker.“

„Ich? o Gott . . .“

„Na, habt Ihr genug geredet? Kommt hierher und ſchaut kein Weib an, wollt Ihr mir nichts zahlen?“

„Nein, mein Kind, heute nicht.“

Und wir gingen recht einſilbig durch die leeren Straßen den Berg hinab, zu den Boulevards.

Die beiden Schlüssel

Ich möchte eine harte Geſchichte ſchreiben, ohne Sentimentalität, ohne Mitleid für jenen, dem ſie geſchehen iſt. Alſo nur ſo aufnotieren, wie ſeltſam geringfügige Dinge mit den ſtärkſten Schickſalen der Menſchen verquickt ſind. Aber die Geſchichten wachſen in uns wie Kinder, fragen nicht, wie ihre Väter ſie gewünſcht haben oder ihre Mütter. Ich muß alſo dieſes Geſchehnis in jener Form weitergeben, in der es zu mir gekommen iſt.

Ich bin alſo wiederum in Salzburg geweſen, dieſer wunderlieben, dieſer geruhigen, dieſer alleranmutigſten Stadt. Geht man dort über Kirchhöfe oder über Wieſenland, immer durchdringt einen die Natur mit der gleichen Stille, faſt kann man ſagen Güte. Eine rechte Sorgenlöſerin ſcheint dieſe Stadt zu ſein mit ihrem weichfließenden Waſſer, dieſer Salzach, mit ihren ſchönen kleinen Gaſſen, Plätzen, Brunnen und Brünnlein und den vielen Kirchen, deren Glocken ſo ſchwer und doch auch wieder ſo ſicher und ruhig durchs Tal klingen. In dieſer Stadt, durch die ſo viele alljährlich reiſen in dummer Touriſtenhaſt, und die doch in ihrem Reichtum zum Glück nur wenigen bekannt iſt, habe ich in dieſem Sommer einen Mann getroffen, der mir geraume Zeit entſchwunden war. Ich will nicht ſagen, daß wir Freunde geweſen waren; das Wort hat einen hohlen Klang, wenn man recht hinhört. Zu viele haben es zu oft im Munde. Aber wir waren doch gar manches Mal zuſammen geweſen,

hatten uns von den Sorgen unſerer Tage und Nächte geſagt, und ſchließlich war er aus unſerem Leben entſchwunden. Das war wirklich auf keine romantiſche Art geſchehen; er nahm im Herbſte einmal Abſchied, wir bekamen ein paar Anſichtskarten von ihm aus Salzburg, zur Weihnachszeit ſtellte man dann am Kaffeehaustiſch noch Vermutungen an, ob er jetzt in Italien oder in Paris bummeln möge, und dann war er uns entſchwunden. Ich will nun über derlei ſchnelles Vergeſſen keinerlei Betrachtungen beginnen; es iſt nun einmal ſo, daß kurze Monate genügen, um den Kreis unſeres Lebens von den Kreiſen der anderen ſo weit zu entfernen, daß ſie ſich nirgends mehr berühren. Das Briefſchreiben iſt eben doch eine verſtorbene Betätigung. In Salzburg aber, als wir uns trafen, hatten wir die allerherzlichſte Freude voneinander. Wir waren uns intereſſanter geworden; in den zwei Jahren, die vergangen waren, mußte allerlei Erzählenswertes geſchehen ſein, — kurz, wir waren beide ſehr zufrieden. Wir gingen in den lieben Mirabellgarten und ſahen uns an. Er war an den Schläfen leicht grau geworden, und da erinnerte ich mich, daß er doch kaum dreißig Jahre alt ſei; „unſer kleiner Fritz" hatte alſo ein paar graue Haare. Und wir hatten ihn doch immer das „Kind" genannt. Aber ſonſt war er der Alte. Die leiſe, ruhige Stimme war noch da, der ſtets ſachliche Ton, in dem er berichtete. Aber das alles war angenehmer, freundlicher geworden, ich möchte ſagen natürlicher. Man mochte ſehen, daß die Ruhe dieſem Menſchen jetzt keine Anſtrengung mehr koſtete, indes früher trotz aller Bemühung manchmal

doch ein heftiger, gewaltſamer, höhniſch-kalter Unterton hervorgeſchlagen war. Wir ſchritten durch jenen dunkelen Laubengang, und dann ſahen wir uns das hübſche Naturtheater an; wir blickten zum Schloſſe hinauf, und dann verließen wir den Park und kamen an die Salzach und ſchauten vom Ufer hinüber nach Mülln, zu dem kleinen Kirchlein und den paar Häuſern und weit ins Land. Ich ſchwärmte etwas und träumte, und dann ſchimpfte ich auf die große Stadt und ſagte: „Hier ſollte man eigentlich leben, da fiele einem alle zwei Jahre vielleicht auch was Anſtändiges ein! Aber natürlich die Friedrichſtraße oder die Boulevards müſſen wir haben — —. Ja, mein Lieber, wo lebſt du jetzt eigentlich? Zu dumm, danach habe ich ja noch gar nicht gefragt!“

„Ich lebe eben hier, ſchon ſeit zwei Jahren. Ich habe mein kleines Haus da im Wald, bin gar nicht weggeweſen, ſeit dem September damals —.“

Und dann holten wir meine Sachen aus dem Hotel und fuhren in den Wald in ſein kleines Haus.

Das war nun wirklich jenes kleine Haus, wie wir jeder es einmal und dann oft wieder träumen. Und wenn man zu ſchildern beginnt, tut einem das Herz weh. Es lag ſo weit ab von der Straße, daß der müßige Spaziergänger es gar nicht finden konnte. So ſtand auch an der Tür kein Name, denn nur jene ſollten hier Zutritt haben, die man erwartet, denen der Wirt ſchon ein Stück Weges entgegengeht, weil ſeine Gedanken zu ihnen eilen. Die Bäume des Waldes ſtanden bis dicht vor die kleine Tür, und die Wipfel ſtrichen bald zu einem Fenſter herein, bald lehnten ſie ſich an den Giebel. Denn es war natürlich nur

ein kleines Haus. Ganz glatt und weiß waren die Mauern, und braun-hölzernes Fachwerk bot das ſparſame Zierat. Aber vor jedem Fenſter und auf der Veranda und den kleinen Balkons, überall ſtanden Blumen und wieſen ihre hellen und friſchen Farben. Trat man dann in das kleine Haus, ſo grüßte zur Rechten ein warmer, vornehmer Raum voll Büchern und Bildern. Zur Linken aber öffnete ſich ein helles Speiſezimmer, und große Fenſter wieſen dann hinaus ins Land und boten eine weite Ausſicht zu den fernen Bergen. Nur wenige Stufen aber mußte man von dieſem fröhlichen Zimmer hinabſteigen, und man ſtand in einem lieben Gärtchen, in dem es blühte und eine grüne dichte Laube zur friedlichen Ruhe lud. So viel ſah ich an jenem erſten Abend, da ich in meines Freundes Hauſe war. Wir ſprachen vieles. Er zeigte ſeine Bücher und Stiche, und ich gewann das allerſchönſte Gefühl ſeines reichen Lebens. Dann aber gingen wir an das große Fenſter des Speiſezimmers, wo ein netter Tiſch gedeckt war, und ich geſtehe, wir beiden nüchternen Menſchen, die ſonſt in Weinſtuben ihr Mineralwaſſer trinken, leerten an dieſem Abend zwei wundervolle Flaſchen gelben ſtarken Chablis. Und es war recht ſpät, als ich in dem Gaſtzimmer im Giebel oben zu Bett kam. Aber ich ſah noch, wie fein und zierlich und liebevoll erdacht auch hier jedes Gerät war.

Am anderen Morgen aber trat ich eine neue Wanderung durch dieſes Haus der Träume an. Mein Wirt hatte mir ſagen laſſen, er käme bald aus dem Walde zurück, ich ſei frei, inzwiſchen alles zu beſehen. Da gab es denn auch mancherlei. Rare japaniſche Blätter im

Stiegenhauſe, ein paar alte Reliefs, bequeme Stühle aus aller Herren Ländern und dann im erſten Stocke meines Freundes Zimmer. Ein weites Gemach mit Erker und Niſche und einer großen Terraſſe, die in den Wald ſah. Und in dieſem Zimmer war kein Buch und kein Bild. Hier ſaß er wohl, wenn er dachte, träumte, dichtete. Auch ſchien mir hier ein ganz leiſer Frauenduft über den weichen Möbeln zu liegen. Nebenan ſah ich durch eine halboffene Tür das Schlafgemach. Ich ſetzte mich eine Weile auf die Veranda, aber dann kam ich wieder ins Zimmer und ging umher. Ich nahm eine herrliche kleine Japanvaſe in die Hand, und dann ſetzte ich mich an den großen runden Schreibtiſch, der im Erker ſtand, und — warum ſoll ich es verſchweigen? — war des Neides voll. Wie ich aber daſaß und auf die Wand vor mir ſah, die mit einer gelben ſeidenen Tapete gedeckt war, da bemerkte ich ein ganz ſonderbares Zierat, einen erſtaunlichen Wandſchmuck. Eine kleine Bronzeplatte hing da, gerade gegenüber dem Sitze am Schreibtiſch, und auf dieſe Bronzeplatte waren zwei Schlüſſel geſchmiedet. Ganz gewöhnliche Schlüſſel, wie wir ſie jeder in der Hoſentaſche tragen; der eine ſperrt das Haustor, der andere die Wohnungstüre.

Ich wußte nun, daß dieſes kleine Haus eine Geſchichte habe, und als mich mein Freund ſinnend und nachdenklich vor den beiden Schlüſſeln fand, erzählte er ſie mir auch:

„Alſo, mein Lieber! Daß ich im Kaffeehaus immer von ſo einem kleinen Haus fern von London oder Berlin oder Wien geſprochen habe, das weißt du ja noch. Aber

dann bin ich ja doch immer wieder in den großen Städten geblieben. Die Premieren, die Zeitungen, der flüchtige Ruhm eines Tages, die Frauen — kurz ich habe immer mit dem Plan kokettiert, poſiert und hätte ihn nie ausgeführt, ohne ſo eine Kleinigkeit. Und deshalb hängen die beiden Schlüſſel vor mir in jeder Stunde und ſagen mir immer wieder, wie ſchwach und elend wir eigentlich alle gerade in den großen und entſcheidenden Momenten unſeres Lebens ſind. In den Wendepunkten, den langerſehnten paar Sekunden der Ekſtaſen denken wir an irgendeine geringfügige Sache, an eine Äußerlichkeit. In den toten Zeiten ſagen wir uns immer wieder vor, daß wir auf die paar großen Augenblicke warten, und wenn die dann da ſind, beſchäftigt uns irgendeine Eitelkeit, irgendeine Förmlichkeit. So verpfuſchen wir uns dann die Gewalt dieſer Momente. Das habe ich damals im Herbſt ſo ſtark erlebt wie noch nie, und darum bin ich hierher gezogen, warte auf kein großes Geſchehen mehr. — — — Alſo ich hatte eine wundervolle Geliebte. Gott, das ſagt man ſo, aber die Worte ſind eigentlich leer. Kann denn einer dem anderen ſagen, was das heißt, eine Frau ſehr liebhaben? Damit meinen wir doch jeder was anderes. So viel kommt da wieder durcheinander: Gefühle und Stimmungen und Äußerliches, ob man frei iſt und ſo fort. Kurz, bei mir war das eine Mal alles aufs beſte beſtellt. Wir waren uns treu, wir fanden uns erträglich, und wir liebten uns. Auch ſonſt: es gab keine unangenehmen Verwandten, ökonomiſchen Sorgen, keinen läſtigen Dritten. Und ſchließlich: ſie war ſo hübſch, daß von Zeit zu Zeit, recht oft, ein anderer um ſie warb. Das iſt ein gutes

Gefühl, nämlich wenn man ihrer Treue ſicher iſt. Daß wir uns liebten, ſagte ich ſchon. Ja.

Alſo gut. Manchmal ſtritten wir uns. Ich ſagte: ‚Eigentlich liebſt Du mich gar nicht.‘ Oder ſie klagte: ‚Deiner Seele bin ich ganz fern.‘ Dann wurde ſie oder ich ſehr zornig, und dann verſöhnten wir uns. Das Schwerſte aber war, daß keiner von uns zu bewegen war, den erſten Schritt zu tun. Wir ſtraften uns ſelbſt, aber wir gaben nicht nach. So war es ſchon zweimal geſchehen, daß wir tagelang einander fremd geblieben waren nur aus Stolz, aus Trotz. Und wir fürchteten uns beide davor, daß es einmal zu ſpät würde, wenn keiner nachgeben wollte.

Eines Nachmittags alſo waren wir beide ganz ſchrecklich nervös. Ich hatte auch meine argen Magenſchmerzen, und plötzlich hatten wir uns ſehr arge Dinge geſagt. Scharfe, harte Worte, die ſich einbohren und im Herzfleiſch ſitzenbleiben. Es war in ihrer Wohnung. Gott, dieſe Wohnung iſt ja ein Stück unſerer Liebe geweſen! Wir hatten ſie ſo ſorgſam eingerichtet, und ſie gehörte ganz feſt zu unſeren Gefühlen. Es koſtete mich immer einen Entſchluß, aufzuſtehen, wegzugehen, aber damals ſprang ich auf und ſagte: ‚Da kann ich ja lieber gehen.‘ Und ſie ſagte nicht Nein.

Ich ging weg. Saß zu Hauſe. Wartete auf ihren Brief. Der mußte doch kommen. Sie mußte mich wieder zu ſich bitten. Sie hatte mich doch weggeſchickt. Oder wenigſtens konnte ſie anklingeln, konnte fragen, ob ich noch immer Magenſchmerzen habe. Gott, du lächelſt! Aber denk' nur nach, ob du ſo was noch nicht erlebt haſt, . . . dieſe Tage, wo man mit ſeinem Stolz und

ſeiner Eitelkeit kämpft! Man traut ſich nicht von Hauſe weg. Sie kann ja gerade kommen. Man lauert auf den Briefträger, den kleinen Rohrpoſtjungen. Man will das Wort erzwingen, das man doch ſelber nicht ſprechen will. Das iſt Eigenſinn, Dummheit oder doch ſo was wie ein Gefühlsmanometer. Iſt nämlich die Empfindung noch ſtark genug, ſo ſpricht man's ja doch. Aber ich bin damals ſehr hart geblieben. Bin in den Tiergarten gelaufen, um zu vergeſſen, und dann plötzlich eilig in einem Auto nach Hauſe, weil ich mir einbildete, jetzt, gerade jetzt müſſe der Brief da ſein. Natürlich lag auf dem Tiſch nur ein Antiquariatskatalog, eine Weinofferte. Und jedesmal, wenn ich meine Wohnungstür öffnete, kam mir zuerſt ein falſcher Schlüſſel in die Hand. Denn ich trug an meiner Kette neben meinen eigenen beiden Schlüſſeln die jenes Hauſes und jener Wohnung ... Und in dem Schmerze der Trennung und Erwartung, in dem Zornes- und Verlaſſenheitsgefühl hatte ich immer wieder den törichten Gedanken: Was ſoll ich mit dieſen beiden Schlüſſeln tun? Sie zurückgeben? — das iſt eine Roheit und das letzte, was überhaupt dann zwiſchen uns geſchehen kann. Aber ſie behalten, nachdem ich weggejagt worden bin, nachdem ich kein Recht mehr habe, zu jeder Zeit des Tages und der Nacht dieſes Tor und dieſe Türe aufzuſchließen? Siehſt du, mein Lieber? Dieſe Schlüſſelfrage iſt mir tagelang, während ich wartete und wartete, im Kopf herumgegangen. Und da bin ich allmählich gewahr geworden, daß ich gar kein wirkliches und ſtarkes Gefühl mehr rein empfinden kann, und hab' mich geſchämt. Schließlich iſt mir auch das Herumgehen

in Berlin ſehr langweilig und nutzlos vorgekommen, und eines Morgens hab' ich mich aufgeſetzt, bin hergefahren, und als ich erſt vierzehn Tage da war, iſt mir auch die Idee gekommen: Jetzt bleibſt du da, warteſt in einem kleinen Haus, bis du wieder ein Menſch wirſt, der ſich dem Leben wirklich hingibt, ſtatt über Formen die Gefühle zu vergeſſen, über dem Stolz die Liebe . . . Die Schlüſſel aber hab' ich noch Tag für Tag am Bunde mit mir herumgetragen, bis das Haus da ſtand. Dann hab' ich ſie abgelöſt, hab' den Drücker für meine Gartentür und dieſes neue Haustor an ihre Stelle gehängt, und die beiden alten ſeh' ich mir jetzt von hier aus an. Weißt, mein Lieber? Die ganze Moral ſagen ſie mir: Das taugt nicht, wenn die Gefühle nicht ſtark genug ſind, um über die elenden Kleinigkeiten wegzukommen . . ."

Er war fertig, und ich ſagte:

„Alſo, du biſt ein Eremit geworden?"

Darauf bekam ich die Antwort: „Du biſt ein Aff'."

Othello

Da es ziemlich lange her iſt, waren wir beide noch recht jung. Wir beide — nämlich eine ſchöne von ihrem Mann ebenſo verhätſchelte wie verkannte Dame, die ihre ungeſtillte Seele in ſchwüle Träume von märchenhaft dünnen Strümpfen und ſehr viel ſeidener Wäſche ausſtrömen ließ, und ich, der ihr ſo viele Briefe ſchrieb, daß ich noch für ſpätere Jahre eine reichliche Auswahl von Dokumenten zur Verwendung in Liebesromanen beſitze. Nur daß ich dieſes Material in der letzten Zeit ein wenig ironiſch färben muß. Es ging uns damals übrigens ſehr gut: wir waren ja ſo unglücklich. In kurzen durch Tarokſpiel unterbrochenen Pauſen brach mir das Herz. Und ſie erwiderte dieſe Gefälligkeit durch gleichartige ſeeliſche Erſchütterungen; ihre Pauſen verbrachte ſie auf Redouten, Tennisplätzen oder in Konzerten. Außerdem las ſie Nietzſche, und ihre Augen ſahen ſtets mit müden, verächtlichen Blicken über die Toren hinweg, die nicht einmal ſo viel Lebenstalent hatten, um unglücklich, vom wehen und wirren Leben erdrückt zu ſein. Ihr begreift, Verehrteſte, wie ſehr wir uns liebten. Und verſteht auch, ohne daß ich indiskrete Details mitteile, daß wir nur mit herabhängenden Mundwinkeln, von unendlichem Leid und tauſend Sehnſüchten die Seele beſchwert, in leiſen, niemals durch ein unheiliges Lächeln entweihten Stunden der elenden menſchlichen Natur opferten. Dafür ſchrieben wir uns eine Million

zwölfhundertſiebzig Briefe. Pro Perſon natürlich. So geſchah auch das Unglück.

Wir hatten mit Landpartien begonnen. Na ja — Originalität iſt nicht jedermanns Sache. Wir waren, wie Sie und Ihre Freunde und Ihre Couſinen und deren Couſins und deren Freundinnen, kurz, wie alle Leute, die ſich reſpektieren, an kleinen Seen geſtanden und hatten auf morſchen Bänken ſitzend die Romantik des Ehebruchs genoſſen und gelegentlich eine Träne zerdrückt, weil das tragiſche Geſchick uns nicht zuſammengeführt hatte, bevor ſie dem ungeliebten Manne ins Ehejoch gefolgt war. Sie hatte übrigens aus Liebe geheiratet. Und ſpäter iſt mir auch eingefallen, daß ich ſie ſchon als Mädchen gekannt hatte. Aber in romantiſch geſteigerten Augenblicken und vom Geheimnis verbotener Liebe beſeligt, denkt man an derlei nicht. Als wir zehn- bis zwölfmal in dem hiezu vom lieben Gott erſchaffenen Wald die Schauer der Leidenſchaft geſpürt und in recht mäßigen Wirtshäuſern ein wenig ärgerlich Mittag gegeſſen hatten, fingen wir an, die ebenſo beliebten als von Ethikern verurteilten Seitenpfade der ſündigen Großſtadt zu gehen, und erſetzten die Landpartien durch Fahrten im geſchloſſenen Fiaker in den dunkeln Prateralleen. Zuletzt fanden wir für unſeren Weltſchmerz eine beſcheidene Unterkunft bei einer jener älteren Damen, die ſich ſchätzenswerterweiſe ein hilfsbereites Herz für die techniſchen Notwendigkeiten eines Ehebruches bewahrt haben und die ſich gelegentliche Zuſammenſtöße mit der Polizei, die für ſenſible Seelenvorgänge allzuwenig Verſtändnis hat, ebenſo pünktlich pränumerando und reichlich entſchädigen laſſen. Dieſes

neue Arrangement hatte übrigens den Vorteil, daß uns beiden mehr Zeit übrigblieb, mir zum Tarokſpielen und zur Einleitung neuer pſychologiſcher Studien, ihr zum Verſinken ins Unglück, zum Probieren von Kleidern, Hüten und Männerherzen. Das wäre nun alles ſehr ſchön geweſen, und auch ein neuer Beweis dafür, daß die wahre Liebe alle Hinderniſſe beſiegt, wenn nicht zu einem anſtändigen und genußreichen Ehebruch mindeſtens drei handelnde Perſonen gehörten. Das wenigſte iſt, betrachtet man die Sache nur ernſthaft genug, daß auch der Ehemann mitſpielt. (Wirkliche Lebenskünſtler ſind — dies nur als kulturhiſtoriſche Notiz — für die Partie carrée, den wechſelſeitigen Ehebruch mit doppelten Partnern, alſo zu viert.) Wir aber hätten uns immerhin begnügt, wenn Er, dieſer brutale Ehegatte meiner ſchönen Geliebten, ſtatt ſie auf ekelhafte Weiſe zu verwöhnen, nur ſo viel für mich getan hätte, wie es das Geſetz unſerer Kreiſe verlangt. Alſo gelegentliche Schwüre ausgeſtoßen hätte, er werde jeden Mann, der ſeine Frau auch nur von der Seite anſähe, niederknallen wie einen tollen Hund. Oder wenn von den ehelichen Mißgeſchicken eines Bekannten die Rede war, geſagt hätte: „mir kann ſo was wirklich nicht paſſieren" — „es iſt übrigens immer nur die Schuld des Mannes" — „wer ſeine Frau von Anfang an ordentlich beim Zügel faßt, dem muckſt ſie nicht" uſw., was eben immer erfreulich mitanzuhören iſt, weil man — nämlich die ſich nie „muckſende" Gattin und der ihr beim „ſich nicht Muckſen" helfende Herr — bei ſolchen Anläſſen eine wohltuende Steigerung der Blutzirkulation ſpürt und auch einiges Heldengefühl produ-

ziert wird, indem man denkt: was ſind wir doch für unerſchrockene Leute, nichts fürchten wir, wenn's unſere Liebe gilt!

Aber mein Othello ſagte nie ſolche Dinge. Er tat uns nicht einmal den Gefallen, eiferſüchtig zu ſein. So daß wir ſchließlich tun konnten, was wir mochten, ohne die geringſte Angſt, erwiſcht zu werden; am Ende lachte der Herr uns ſogar aus? Ich geſtehe, dieſer finſtere Verdacht kam mir von Zeit zu Zeit. Und es geſchah zweierlei: Da wir uns recht häufig und allmählich ohne Herzklopfen, ja ſogar ohne dichte Schleier, ohne Zickzackfahrten in viertelſtündig gewechſelten Fiakern ſehen konnten, fiel die Freude an verſtohlenen Händedrücken, Küſſen à là derobée und Seelenkämpfen fort. Andrerſeits aber ging uns mit der Zeit der Stoff für Briefe aus. Und was iſt Liebe ohne zärtliche, ſpieleriſche Worte? Jeder wird begreifen, daß uns nicht viel anderes übrigblieb als — auf einander eiferſüchtig zu werden. Das war wieder einige Wochen ſehr hübſch, aber ich glaube doch, es hätte zur Ausfüllung unſerer „allen Schickſalen weit geöffneten Seelen" nicht genügt, und die ganze Sache hätte ein ruhmloſes Ende genommen, wenn nicht —

In einer ſehr heißen Sommerwoche geſchah das nicht mehr für möglich Gehaltene. Der Himmel mag wiſſen, wieſo es geſchah, ob die Temperatur oder eine beträchtliche Schneiderrechnung unſeren Ehemann aufgerüttelt hatte: Er kam eines Tages nach Hauſe und war — eiferſüchtig. Was nun geſchah, wie der Othello in unſerer Zeit eines neuen Mutes ſich dramatiſch entfaltete, kann ich nur noch einſeitig mitteilen. Ich habe nämlich meine

ſchöne Freundin ſeither nicht mehr geſprochen, und ſie hat mir auch nur noch einen Brief geſchrieben, am Abend jenes Tages nämlich, an dem ihr Mann zum Othello geworden war. In dieſem Briefe gab ſie mir natürlich einen Fußtritt; dieſes Schreiben triefte von Reue, Dankbarkeit für den verziehen habenden Ehemann, riet mir an, in unwegſame Urwälder zu flüchten, um ſeinem gerechten Zorn zu entgehen, und war ſo ſtark parfümiert, daß ich es noch heute rieche, wenn ich die Gruft einmal öffne, in der Fetzen meiner Jugend bunt durcheinander liegen. Mir wird dann immer ein wenig übel.

Ich floh nicht in die Pampas, ſondern wartete mutig drei Tage auf die Sekundanten Othellos, ging nicht mehr wie früher zwiſchen 12 und 1 über den Graben und durch die Kärnthnerſtraße, weil ich bis zum Erfrieren korrekt ſein wollte; am vierten Tage fuhr ich aber doch nach Iſchl, weil man ja nicht bis zum jüngſten Gericht auf die gewiſſen zwei Herren im ſchwarzen Rock, die die Ehre haben, im Namen des Herrn Othello uſw., warten kann. Meiner Wirtſchafterin hinterließ ich allerdings mit ziemlich genauer Beſchreibung, wie die erwähnten Herren ausſehen könnten, meine Adreſſe mit dem Auftrag, mir, wenn jemand käme, zu telegraphieren. Nach einer Woche kam aber bloß eine Poſtkarte, in der ſie mir hochachtungsvoll die Viſite des Schornſteinfegers und des wie jedes Vierteljahr erſchienenen Miſtbauers zur Kenntnis brachte. Sonſt war, ſchrieb ſie, „alles in Ordnung“. Und ſie mußte es ſchließlich wiſſen.

So war alſo Sommer und ich ſpielte außer Tarok noch Poker, was auch nützlich für die Erforſchung

der femininen Pſyche iſt. Dann wurde es Herbſt, und ich hatte, durch die Landluft geläutert, ſchon an meine eigenen Ruchloſigkeiten der verfloſſenen Saiſon vergeſſen. So trieb ich mich einige Male, ſeelenvergnügt, weil die Mäderl im Herbſtgoldſchimmer doch am ſchönſten ſind, in der Stadt herum, als plötzlich . . . Nämlich Othello. Ich weiß wirklich jetzt nach Jahren nicht mehr, warum ich mich ſo darüber ärgerte, als ich ihn einem zarten Kind mit den ſchönſten oxydierten Haaren meiner Vorſtellung nachſteigen ſah. Die Kleine ſchien es nicht zu ſtören, ſie lächelte zwiſchen zwei Zementplomben zierlich zu ihm zurück. Und ich hätte wirklich dem Manne ſein Vergnügen laſſen können. Aber die Nemeſis — ich will die Herrſchaften nicht länger mit Einzelheiten aufhalten: mit einem Male war ich ein „unverſchämter Menſch", und er hatte die Ohrfeige, die ich — heute kann ich's zugeben — verdiente.

Ich ging nach Hauſe, telephonierte zwei Freunden, die Herren kamen, wir ſtellten feſt, daß es Piſtolen ſein müßten, und warteten. Als es Nacht wurde, ohne daß ich die Aufforderung zum gegenſeitigen Mordverſuch bekommen hätte, verließen mich meine Freunde mit der beruhigenden Verſicherung, morgen in aller Früh müßten ja Othellos Sekundanten kommen. Ich ſchlief, von einem ſonderlichen Traum, halb ängſtlicher, halb groteſker Natur gequält, bis der Briefträger mich weckte. Und ich las folgendes Handſchreiben Othellos:

„Mein Herr" — ich ſah nochmals nach, ob der Brief wirklich ein Privatſchreiben ſei, die Redewendung ‚mein Herr' kannte ich ſonſt nur aus ſchlecht überſetzten fran-

zösischen Komödien — also „Mein Herr, es ist mir total gleichgültig, ob ein Mensch wie Sie mich für einen Feigling hält. Ich werde Sie nicht fordern. Ich habe mein Leben jetzt für Teureres zu bewahren. Meine Frau erwartet ein Kind. Dem gehört mein Leben.

Othello."

Ich hatte den Brief noch nicht in seiner ganzen Größe erfaßt, als meine „Sekundanten" kamen. Als sie mich lachen hörten, meinten sie, ich sei aus Duellangst irrsinnig geworden, später wieherten sie auch.

Als ich ein Jahr später in Tirol von einer Amerikanerin eben Vorträge über die richtige (und in den Vereinigten Staaten auch eingeführte) Beziehung des Mannes zur Frau hörte, sah ich ein glückliches Ehepaar, hinter dem eine englische Nurse ein Kindlein trug. Es war erst wenige Monate alt. Ich konnte den Gedanken nicht unterdrücken, daß ich diesem Kinde vielleicht mein Leben verdanke. Ein Zyniker aber, dem ich die Sache einmal erzählte, meinte nach einigen mathematischen Übungen, dieses Kind verdanke vielleicht, wenn auch gewiß nicht auf die sonst übliche Weise angesehen, mir sein Leben. So herrscht zwischen diesem Kinde Othellos und mir ein kompliziertes Verwandtschaftsverhältnis.

Mein Freund, der Genüßling und Tor

Die Geſchichte iſt kurz. Dafür hat ſie drei Kapitel und, wenn man's genau nimmt, eine ſehr ernſthafte Moral.

Ich war alſo wieder einmal in Paris, die Sonne beleuchtete den Luxembourg-Garten, und wir ſaßen recht heiter auf jener ſcharmanten Terraſſe, von der aus man über die hellen Blumenbeete und die lichtgrauen Steingeſtalten alter Königinnen und junger Gottheiten zwiſchen den ſchon bräunlichen Wipfeln der Bäume zu den Dächern der großen Häuſer blicken kann, in denen ſo viele verliebte Mädchen, ernſt gewordene Männer, abenteuerluſtige Jünglinge und noch mancherlei weiſe Narren und törichte Bürger wohnen. Die Luft ſchimmerte und zitterte ein wenig, rückwärts im Garten ſchrien Kinder durcheinander, junge Leute warfen einander Bälle zu und lächelten, auf der Erde waren ſchon die dürren Blätter des Herbſtes verſtreut. Ein liebenswürdiges Kind ging an uns vorbei und ſtreifte mich und meinen Freund, nämlich den Genüßling und Toren, mit einem Blick, der andeutete: Ihr könnt mir leid tun, daß ihr an dieſem Morgen voll Sonne gar nichts Beſſeres wißt, als Zigaretten zu rauchen und geſcheite Dinge zu reden, wo es doch Frauen auf der Welt gibt, Liebe und Zärtlichkeit, Küſſe und . . .

Na, wir redeten von ſüßen Dingen, von frohem Genuß der Exiſtenz, vom Glück dieſer Stadt, von den komplizier-

ten Stimmungen jener Menſchen, die wiſſen, wie man ſich das Leben einzurichten hat. Das verſtand nämlich mein Freund; er ſagte es wenigſtens immer. Es ſei, verſicherte er, etwas armſelig und auf die Dauer geradezu eines feiner organiſierten Menſchen unwürdig, einfach ſo dahinzugehen durch die Straßen, die Liebe zu pflücken wie eine Wieſenblume, ihren Duft zu atmen, wie er eben aus jungen Seelen und Körpern aufſteigt, mit Bewußtſein und als Künſtler — ja, als Künſtler des Lebens müſſe man die Exiſtenz ſteigern, müſſe dem Schickſal die Hand reichen, es herbeiwinken, ſelbſt etwas dazu tun, daß die Ereigniſſe nicht fehlen.

Und während wir alſo in die Ferne ſahen, wo der Himmel blaßgrau ſchimmerte, erzählte er mir, bevor wir zu Foyot frühſtücken gingen, wie er es eben angeſtellt habe, ein Verhältnis zu einem kleinen Mädchen von Paquin zu beleben, ins Pſychologiſch-Bewegte zu ſteigern, wie er ſich ausdrückte.

„Sie liebt mich," erzählte er, „und ich finde ſie lieb. Zwei Monate hat vorigen Sonntag die Sache gedauert, und ich fing natürlich an zu fürchten, daß die Geſchichte langweilig wird, weil unſere Gefühle aus Mangel an Erregungen einſchliefen. Ich ſah, daß etwas geſchehen müſſe. Hübſche Abendſtunden auf friedlichen Wieſen, kleine nächtliche Ausflüge auf den Montmartre, zärtliche Gänge durch anmutige Gärten — all das war ſchon geweſen, und ich wußte auch ſchon von allen Erlebniſſen ſämtlicher anderer jungen Mädchen bei Paquin, inkluſive der Geſchichte einer Freundin, die Karriere gemacht hatte, jetzt einen Amerikaner beſaß, der ihr jeden Monat . . .

Alſo ich überlege, was geſchehen ſolle, um dieſe junge und doch ſchon etwas greiſenhafte Liebe wieder in Schwingungen zu verſetzen, und da ich kein Talent zu aktiver Eiferſucht habe, war es einfach genug, den Verſuch, ſie eiferſüchtig zu machen, als das geeignetſte Mittel zu wagen. Natürlich mußte die Geſchichte ſo gemacht werden, daß die Kleine nur etwas angeregt wurde. Wirklich paſſieren ſollte ja nichts. Ich bin", teilte er ſachlich mit, „monogam und lege auch auf dieſe ſeltſame Qualität bei Frauen Wert. Ich fing alſo an, auf eine nicht ganz unauffällige Weiſe petit bleu's zu bekommen, während Margot bei mir war, kleine Veilchenbuketts fanden ſich auf meinem Schreibtiſch – aber ſie ſchien es nicht zu bemerken. Ich mußte weiter gehen. Eines Abends kam ich nicht wie gewöhnlich ſie abholen, und bei meiner Concierge lag, als ſie kam, um nachzuſehen, ob ich vielleicht krank ſei, ein kleiner Zettel: ich hätte eine unaufſchiebbare Verabredung. Ob mit einem Freund oder einer Freundin, blieb ungeſagt ... Ich langweilte mich den Abend entſetzlich bei den Vorträgen recht idiotiſcher Chanſonniers, erfuhr wieder einmal, daß Sarah Bernhardt nicht mehr achtzehn Jahre ſei, erneuerte die Bekanntſchaft einiger Witze über die Réjane, und der Abend endete mühſam. Aber wer etwas erreichen will, darf eben keine Mühe der Vorbereitung ſcheuen.

Aber die Kleine ſchien nichts zu merken. Zwei Tage ſpäter ſollte ſie zum Tee kommen. Ich war nicht zu Hauſe. Als ſie etwa eine halbe Stunde gewartet hatte, erſchien ich, antwortete zerſtreut. Ich hatte auch nicht unterlaſſen, mir unterwegs beim Friſeur den Anzug und das

Taſchentuch mit einem ganz auffallenden Parfüm energiſch beſpritzen zu laſſen. Sie ſchnupperte auch, aber ſie ſagte nichts. Immerhin – ich glaube, mich nicht zu täuſchen – dieſe Nacht hat zu den hübſcheſten unſerer Beziehungen gehört. Noch war aber das Werk nicht gelungen. Sie mußte jedoch ganz von der Möglichkeit, ja Wahrſcheinlichkeit einer Gefahr, eines Verluſtes überzeugt ſein, ſo etwas wie einen Hauch meiner Treuloſigkeit ſpüren, damit ihre Liebe die Harmloſigkeit verliere und einen Duft von Schmerzen bekomme." (Er ſetzte wiederum ſachlich hinzu: „Ohne Hemmung kein Reiz.")

„Am nächſten Tag kam ich alſo gar nicht zum Rendezvous, auch die Concierge konnte ihr diesmal nicht ſagen, wo ich ſei, und warum ich nicht da ſei. Ich ſei einfach ohne Nachricht fort. Ob ſie zu dieſer Auskunft ein wenig ſpöttiſch gelächelt hat, weiß ich nicht; einen beſonderen Auftrag dazu hatte ſie nicht; aber dieſe alten Weiber ſind ja oft übereifrig. Immerhin, am andern Morgen bekam Margot einen Brief von mir, in dem ich ſie nur ſo einwickelte in Zärtlichkeiten ... Wie ſchon geſagt: zu ernſthaft ſollte die Geſchichte nicht werden, und ſie tat mir ja auch leid. Warum ich ſie aber hatte warten laſſen, ſtand auch in dieſem zärtlichen Briefe nicht. Abends wollte ich ſie übrigens abholen. Statt deſſen telephonierte ich im letzten Augenblick kurz ab. Aber für den nächſten Morgen ſchrieb ich wieder einen Brief; er war wieder ſo hübſch und zärtlich, daß er ſie verſöhnt haben muß, ſelbſt wenn ſie ſehr bös war, – getröſtet, ſelbſt wenn ſie ſehr unglücklich war. Ja, ich vermute, daß ſie jetzt mehr als je in mich verliebt ſein müſſe. Ich denke

nun darüber nach, ob ich heute kommen ſoll oder ob ich noch einmal das komplizierte Vergnügen ... Übrigens, gehen wir frühſtücken!"

Auch während des Frühſtücks lächelte ſich mein Freund, der Genüßling, zufrieden zu — heiter genoß er das Raffinement und koſtete den Reiz dieſer Komplizierung des Daſeins aus.

Aber das zweite Kapitel. Ich ſtand gerade am Eck der Rue de la Paix. Es war halb acht und aus allen Fluren ſtrömten die jungen Frauen. Lichte Augen, flinke Blicke, ſeidene Schals, jene ſchwarzen Kleider, die nicht teuer ſein müſſen und doch ſehr diſtinguiert ſein können, wenn die Schultern, die ſich unter ihnen rühren, jung, die Hüften raſch und beweglich ſind ... Ich langweilte mich alſo nicht, während ich auf meinen Freund wartete. Ja, Sie werden gleich ſehen, daß es wirklich ein Freund war. Ein braunes, weiß Gott, wunderhübſches Mädchen kam, ſah nach rechts und links, hüpfte ein wenig von einem Fuß auf den andern, runzelte die Augenbraunen, als fünf Minuten vergangen waren — ſchließlich tauſchten wir Blicke, die ſo ungefähr ſagten: Ja, dich läßt er auch warten! Ich dachte mir, wie kann ein Mann ſo blöd ſein, dieſes entzückende Mädel warten zu laſſen — bis mir einfiel, daß jeder von uns ein oder das andere Mal auch ſchon Eine hat warten laſſen, die ihm einige Zeit vorher gerade ſo ſcharmant erſchienen war, und die, während wir gar kein Bedürfnis mehr haben, raſch in ihre Nähe zu kommen, wieder von jemand anderem ſo ſcharmant gefunden wurde, daß es dem unverſtändlich ſcheinen muß ... und ſo weiter. Ich hätte alſo meine jetzige Nach-

darin gern getröſtet, aber in ſolchen Fällen ſind Freunde pünktlich, wenn es gar nicht notwendig wäre, und ſo kam meiner auch und zog mich fort. Ich ſah gerade noch, wie mein Freund vom Vormittag aus dem Luxembourg-Garten, der Genüßling und Tor nämlich, ein bedauerndes, aber doch auch überlegenes Lächeln auf den hochmütigen Lippen, auf das braune Kind zukam, ihr etwas ſagte, wozu ſie die Mundwinkel bis zur Erde ſenkte, und zwei Minuten ſpäter war die Kleine wieder allein. Ich konnte noch ſehen, wie ſie ſich umdrehte. Sie ſchien die Abſicht zu haben, in einen Omnibus zu ſpringen, ließ das aber bald ſein und ging zu Fuß durch die Avenue de l'Opéra hinab. Ich konſtatierte noch, daß rechts ein alter Herr und links ein junger Herr ihr folgte. Als wir eine Stunde ſpäter ins Theater fuhren, glaubte ich, ihr Geſicht in einem Auto geſehen zu haben. Sie war nicht allein, ihr Begleiter war jedoch nicht mein Freund, der Genüßling, ſondern der alte Herr. Dieſes zweite Kapitel iſt, wie man ſieht, kurz.

Und mit dem dritten eilt die Geſchichte ihrer Kataſtrophe zu. Ganz zufällig war ich am anderen Mittag zwiſchen zwölf und ein Uhr in der Nähe von Paquin. Die jungen Damen kamen heraus, machten einen großen Lärm – es war entzückend –, ſie liefen zum Frühſtück, ſtanden ein wenig auf dem Trottoir, die eine bettelte der Blumenverkäuferin für zwei Sous das größte Veilchenbukett ab, zwei andere pflückten mit den Zähnen die Beeren von einer Weintraube ab. Dann erſchien Margot, ein wenig verträumt; ſie ſah mich an, ein Lächeln glitt über ihre dünnen, ein ganz klein wenig geröteten Lippen. Ich wagte es ... aber das gehört nicht hierher.

Ich wollte ja von meinem Freund erzählen, jenem Genüßling und Toren, dem Mann, der es ſo gut verſtand, das Leben als Kunſtwerk neu zu ſchaffen, viel beſſer, als das der liebe Gott ſelber kann. Ich verzichte alſo auf die Erzählung des kleinen Geſprächs, das ich zu Mittag mit Margot führte, und ſeiner Fortſetzung abends im kleinen Saal der Taverne du Panthéon. Erſt viel, viel ſpäter — ich rauchte ein wenig müde eine Zigarette, und Margot ſaß auf der Lehne des Bettes und zupfte die kleinen weißen Federchen aus dem zerdrückten Edredon — das heißt auf gut Deutſch „Plumeau" —, da fiel mir plötzlich mein Freund ein, und ich fragte:

„Sag' mal, Kind, ich hab' dich doch geſtern zuerſt gegenüber der Oper geſehen. Du haſt da einen Augenblick mit einem Menſchen geſprochen, den ich von irgendwoher kennen muß. Ganz flüchtig nur. Was iſt denn das für ein Herr?"

„Der? Ein Hochſtapler."

„Hochſtapler? Warum denn?"

„Na, ich kann es dir ja erzählen. Wenn einer ſo etwas tut, hört alle Diskretion auf." Und mit einiger, wie man weiß, nicht unberechtigter Empörung erzählte ſie:

„Alſo wir haben uns einmal früher ganz gern gehabt, und wenn ich einen gern hab', kann ich wirklich nett ſein — alſo du brauchſt es ja nicht zu glauben —, aber ich kann wirklich nett ſein. Zanken und ſtreiten, eiferſüchtig ſein und Szenen machen, das mag ich nicht. Und ich glaube, ſo hübſch wie eine andere bin ich ja auch. . . . Nein, bitte laß mich zu Ende erzählen . . . Eines Tages merke ich alſo, eine andere läuft ihm

wohl nach. Er hat mir förmlich leid getan; er war ſo verlegen und nervös und immer gehetzt. Es hat ihm ja auch nicht viel Spaß gemacht — ſie muß eine grausliche Perſon ſein, denk' ich mir, denn er hat manchmal ſo einen abſcheulichen Parfüm an ſich gehabt. Und überhaupt! Ich hab' mir gedacht: ſchön, ſchön, er wird ſchon drauf kommen, daß er es bei mir beſſer hat. Und ich bin wirklich doppelt ſo nett mit ihm geweſen. Ich ſage auch nichts, als er unpünktlich wird — gelegentlich war es mir ſogar ganz angenehm. Du, iſt dir übrigens auch ſchon einmal aufgefallen, daß, wenn einer nicht zu einem Rendezvous kommt, er am nächſten Tag immer beſtimmt annimmt, der andere war dort? Übrigens, du haſt ja letzthin ſelber geſehen: da iſt er gekommen, hat irgend was erzählt und iſt wieder fort. Ich denk' mir alſo: mein Junge, du betrügſt mich — es iſt nur ein Glück, daß ich ſchon früher auf die Idee gekommen bin, das zu tun. Nur ſo gelegentlich natürlich! Aber, was merke ich da? Er hätte mich um fünf abholen ſollen. Er telephoniert, er kann erſt um ſieben. Ich geh' mit einer Kollegin in die Cremerie — es iſt ja noch nicht viel zu tun bei uns im Geſchäft —, und zwar gerade gegenüber von dem Hauſe, wo er wohnt. Ich ſeh' hinauf zum Fenſter, ohne viel zu denken — neugierig bin ich nicht —, da lehnt er über der Brüſtung und raucht. Ich denk' mir, er wartet auf die gewiſſe Dame. Wir trinken unſeren Tee, er kann uns nicht ſehen. Er liegt im Fenſter, gähnt und raucht. Wir bleiben zu Fleiß bis um ſechs, niemand kommt zu ihm. Um halb ſieben ſehe ich, wie er im Zimmer

auf und ab geht, und wir wollen gerade gehen, damit er nicht merkt, daß wir ihm zugeſchaut haben — er hätte ſonſt denken können, ich bin eiferſüchtig. Wir ſtehen alſo ganz rückwärts hinter dem Büfett, er zieht ſich an, und dann ſehen wir, wie er aus einer Lade ſeines Schreibtiſches eine Parfümflaſche nimmt, ſich beſpritzt, ſein Taſchentuch ordentlich einweicht. Dann ſperrt er das Parfüm wieder ſorgfältig ein. Aus einer anderen Lade nimmt er violettes Papier — ich habe die Farbe auch gleich erkannt von Briefen, die ihm ſo gelegentlich aus der Taſche gefallen ſind, wobei er dann immer ſo ſonderbare Sachen gemacht hat. Er legt ein leeres Blatt in ein Kuvert, leckt es zu, ſteckt es zu ſich, und nachdem er dieſen Liebesbrief, den er ſich ſelbſt angefertigt hat, etwas zerknittert hat, geht er auf die Straße. Mir hat ſchon gedämmert, was die Komödie ſoll. Aber das Schönſte kommt noch. Am Ende der Straße iſt ein Blumenladen — da ſehen wir ihn hineingehen. Vorſichtig ſchleichen wir ihm nach, man kann durch die Auslagefenſter alles ſehen. Er kauft ſich Veilchen, preßt ſie ein wenig und ſteckt ſie in die Bruſttaſche. Dann verſchwindet er; er geht zum Rendezvous mit — mir. Na, alſo, es iſt klar: er hat gar keine Geliebte, er hat nur den Don Juan ſpielen wollen. Pauvre garçon! Richtig, er kommt, er erzählt natürlich, daß er nur zehn Minuten Zeit hat, er läßt zufällig ſeinen Liebesbrief fallen, die Veilchen gleiten programmgemäß aus der Taſche, das Parfüm haucht er mir nur ſo unter die Naſe, und jetzt ſehe ich natürlich auch, wie er achtgibt, ob ich auch wirklich alles merke. Na, ich habe keine

langen Geſchichten gemacht, ich habe ihm einfach geſagt: ‚Mein lieber Junge, ich hätte dir gern und ohne viel darüber zu reden, verziehen, daß du mich betrügſt. Aber daß du mich nicht betrügſt, darüber komme ich nicht hinweg. Wenn man eine Frau eiferſüchtig machen will, dann muß man ſich ſchon die Mühe geben, eine andere zu lieben. Dieſe Rückſicht kann ein anſtändiges Mädchen verlangen. Da bin ich ehrlicher. Ich betrüge dich, aber ich bin anſtändig genug, es zu tun, nicht es dir vorzuſpielen!' Und hab' ihn mit einem dummen Geſicht ſtehen gelaſſen."

„Ich habe alſo die Ehre," erwiderte ich der Kleinen, „das Werkzeug der Strafe für meinen Freund, den Genüßling und Toren, zu ſein."

„Mit mir rächſt du mich an dem Hochſtapler," ergänzte ſie und fügte hinzu, „wenigſtens teilweiſe. Denn an jenem Abend hatte ich ſchon einen älteren Edelmann beſtellt. Man ſoll nie jemandem Anlaß zur Eiferſucht geben. Grund zur Eiferſucht hat man ja ſo immer."

Ich muß morgen meinen Freund, den Genüßling, fragen, ob er mit dem Erfolg ſeines Planes, Margots Liebe zu nuancieren, ſeine Exiſtenz alſo zu ſteigern, zufrieden iſt.

Susi

Sie ſaß in unſerer Penſion ganz oben am Tiſch, — und ihr Nachbar, jener alte, verabſchiedete Offizier jeder beſſeren Penſion, der ſagt, er wolle nichts mehr für ſich vom Leben, im übrigen, wenn er erzählen wollte, ſeine Jugend ſei reich genug geweſen, aber zu ſeiner Zeit ſeien die Herren eben noch diskret geweſen — — — neckte ſie, weil ſie immer ſchläfrig ſei und überhaupt noch ein Kind. Sie ſaß da, blond und gar nicht mager, und manchmal erzählte ſie ſo hübſch dumme Sachen, daß eine ruſſiſche Studentin vom anderen Ende des Tiſches — die Erziehung hatte ſie allerdings in Blaſewitz genoſſen — verſicherte, ſie könne ſich wahrhaftig ärgern, wenn eine erwachſene Frau ſo was ſage. Man ſieht ſchon an den bisher genannten Perſonen, daß unſere Penſion das war, was man intellektuell zu nennen füglich berechtigt iſt. Eine Dame — ſie ſah gelegentlich zur ruſſiſchen Studentin aus Blaſewitz bewundernd auf — war denn auch im Leſezirkel 3. Serie, die Nummern der zweitvorangegangenen Periode abonniert, und wenn es ſehr intereſſant war, was darin ſtand, dann wanderte das ſchmierige Heft ſo wie am Sonntag die Kompottſchüſſel von Gaſt zu Gaſt. Während jedoch dieſe, die Kompottſchüſſel nämlich, gegen Ende der Tafel leer wurde, ſo daß Eugenie, unſer Stubenmädchen, ängſtlich die Pflaumen zu zählen begann, ſchien das Journalheft bei ſeinem Rundgang eher an Umfang zu gewinnen. Im übrigen gab es auch einen Snob

am Tiſch, der – eigentlich war er ſchüchtern – um ein Geſprächsthema mit ſeiner Nachbarin zu finden, auf Serie 2 des Leſezirkels (die Hefte der vorangegangenen Periode) abonniert war und daher den Leuten ſchon die Fortſetzungen der Romane verraten konnte, was ihm ein gewiſſes, ſagen wir es nur heraus, literariſches Anſehen gab, aber auch die Bemerkung der früher erwähnten Dame zur Folge hatte: „Er wird ſchlecht enden. Alles was recht iſt, aber Leute, die ihren Kindern ſo viel Geld geben, ſündigen an dieſen.“ Die Differenz des Abonnements zwiſchen der zweitvorangegangenen und der letztvorangegangenen Periode betrug eine Mark fünfunddreißig im Vierteljahr.

In dieſer Atmoſphäre nun gedieh Suſi zuſehends. Sie war milchweiß, und wenn ſie mir Samstag abends auf dem Rückwege vom Bade auf der Stiege begegnete, ſah ſie wirklich aus wie ein friſch in heißem Waſſer abgekochtes Baby. Wenn ſie um ein Uhr aus der Klinik nach Hauſe kam, wo ſie ſehr wichtig, ernſthaft und wiſſenſchaftlich mit der Reinigung jener Wäſcheſtücke beſchäftigt war, die man in anderen Haushaltungen ohne mediziniſches Cachê auf Stricken zwiſchen Bäumen aufhängt, war ſie ſehr angeregt, nahm ſich gebührend wichtig und wußte auch immer eine ganze Menge erſtaunlicher Tatſachen zu berichten, die nicht ſtets im unmittelbaren Zuſammenhang mit der neuen gynäkologiſchen Forſchung ſtanden. Vor allem jedoch war ſie ſo hungrig, daß es ſchon deshalb angemeſſen war, daß ſie ganz oben an unſerem Tiſche ſaß, und die Platten zuerſt zu ihr kamen, was aber nicht hinderte, daß ſie gelegentlich zu Eugenie

ſagte: „Bier, bitte!!“ und daß dieſes: „Bitte“ einen Ton verhaltener Leidenſchaft und innerer Erſchütterung ausſprach, den junge Menſchen gelegentlich für den Wunſch nach anderen, gewiſſermaßen ſeeliſcheren Dingen ſich vorbehalten. Wenn in dem Kreis nun über ernſte Dinge die Rede ging, oder wenn gar, wie bei fortgeſchrittenen Menſchen erklärlich, einmal ein Vorgang zwiſchen Menſchen der verſchiedenen Geſchlechter — ach ja! — erörtert wurde, der hier nicht näher charakteriſiert werden ſoll, ſaß Suſi wie durch eine Glaswand geſchieden da. Das alles ſchien an ihr vorbeizugehen, und am Ende ſolcher Geſpräche war es üblich geworden, mit einem ebenſo geſchmackvollen wie mitleidigen Blick zu ihr hinüberzuſehen und zu ſagen: „Ja, ſeien Sie nur froh, von alledem wiſſen Sie nichts.“ Dazu ſchien dann ſie in gütigem und — man kommt über das Wort nicht hinaus — kindlichem Einverſtändnis zu lächeln, und alles war gut und ſchön.

Unſere Stadt hat die Eigentümlichkeit, daß am Sonntag alle Leute erklären, ſie müſſen dringend hinaus ins Freie. Nicht daß unſere Stadt etwa ſo wäre, daß man die ganze Woche über nie einen grünen Baum zu ſehen bekommt, daß das Auge etwa nur über endloſe Reihen von Mietskaſernen blicken könnte, und man darum den erſehnten Feiertag endlich dringend dazu verwenden müſſe, um den ſtets ſo gerühmten und mir darum ſchon verdächtig gewordenen Anſchluß an die Natur wiederzufinden. Im Gegenteil, wenn man hier am Anfang einer Gaſſe Nr. 17 ſucht, ſo kann man ſich auf einige Kilometer Weg gefaßt machen, denn zwiſchen den Häu-

ſern dehnen ſich ſehr hübſche Gärten, was nur den Weg verlängert, überall weht jetzt der herbſtliche Wind gelbe Blätter über die Raine, und wer das Romantiſche und die Einſamkeit liebt, hat Gelegenheit, es zu finden, wenn er um halb zehn Uhr nach Hauſe geht, weder Menſchen noch Fuhrwerke antrifft, nicht überall Laternen brennen und gelegentlich der Wind es unnötig gefunden hat, die einmal brannten, auch brennen zu laſſen, oder eine Straße — darin ſind wir großſtädtiſch — repariert wird und man über Schutthaufen hinauf und hinunter klettern darf. Wie immer das nun auch ſein mag, Samstag abend oder ſpäteſtens Sonntag früh erklären die Leute aus allen Berufs- und Altersklaſſen, ohne Unterſchied zwiſchen Nationalität, Raſſe und Konfeſſion, morgen machen wir eine „Tour", und wenn man nicht mit der Zeit in den Ruf eines Sonderlings geraten will, ſo gewöhnt man ſich daran, dieſen Kriegsruf auch ſelbſt pünktlich auszuſtoßen, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß man dann keine „Tour" macht und heim bleibt, was nicht viel ſchadet; denn ſind die anderen wirklich alle in die Berge gegangen, ſo kann einen keiner ſehen, wenn man friedlich im Kaffeehaus ſitzt, und haben die anderen auch gelogen, ſo macht es ja nichts, wenn ſie einem darauf kommen. Ich habe — im übrigen aus anderen Gründen — zu dieſem Hilfsmittel nicht gegriffen, ich mache auch Touren, nur fühle ich nach der Woche in der Stadt am Sonntag nicht das Bedürfnis nach langweiligen Bergen, ſondern nach einem Abend in einer amüſanteren Stadt und fahre alſo irgendwohin, wo man Sachen tun kann, über die wir hier überlegen lächeln.

Ich bin alſo letzthin in Luzern geweſen, wo man, trotz-dem wir alle Vierteljahr über die Verderblichkeit des Glücksſpiels ſehr zu Beherzigendes ausſprechen, doch noch Haſard ſpielen kann, und habe eine Zeitlang Beob-achtungen darüber angeſtellt, wie teuer man in den bil-ligſten Gegenden leben kann, wenn man ſich nur Mühe gibt, und dann als das Empiriſche erledigt war, zuge-ſchaut, wie die anderen Pferdchen ſpielen. Ein Herr hatte ge-rade ſowohl auf die geraden als auf die ungeraden Num-mern ein Zweifrankſtück geſetzt und wollte nicht begreifen, daß dieſes Mittel nicht ſinnreich ſei, weil man da ja nur auf der einen Seite gewinnen könne, was man auf der anderen verliert, als ihm das Glück Gelegenheit gab, einem Herrn, der ihn über ſeinen Irrtum belehren wollte — es iſt auch zu ärgerlich, wenn ſich Leute immer um Sachen kümmern, die ſie nichts angehen —, zu zeigen, daß dieſe Art Spiel doch eine ungeahnte Eventualität mit ſich bringen könne. Es kam nämlich Nummer 5 heraus, und da verliert man bekanntlich auf beiden Seiten. Es hat alſo doch einen Sinn, die Spielmethode dieſes Herrn einzuſchlagen. Überraſchung iſt ja ſchließlich alles, was wir vom Spiel verlangen.

Ich ging nun zur Beobachtung der Menſchen über und entdeckte neben mir eine junge Dame mit wirklich ſehr hüb-ſchen Haaren, blond und gar nicht mager, in Begleitung eines Herrn im Smoking, ſehr gut angezogen, und auf den Lippen — ich ſah infolge des ſehr großen Hutes vorläufig nur die untere Hälfte des Geſichtes — jenen hübſchen hoch-mütigen Zug, der die Zugehörigkeit zu einer Welt, in der man ſich ſo gut als irgend geht, zu amüſieren beſtrebt

iſt, ausdrückt. Ich will nicht lange mit Spannung hinhalten, — es war Suſi, unſere Suſi, die von ſolchen Dingen gar nichts wiſſen ſollte, und ſie war nett, lieb, zärtlich mit ihrem Begleiter, und er auch mit ihr; und zwar von jener Freundlichkeit gut erzogener Menſchen, die überzeugend iſt und einem mitteilt: uns ſind ſolche kleine Abenteuer nichts Neues, wir ſchätzen ſie, aber überſchätzen ſie nicht, ſie ſind uns liebe Gewohnheit, wir freuen uns, daß es ſo was gibt, und morgen iſt ein anderer Tag.

Ich war diskret, — ja natürlich, ich habe auch meinen Grund dazu gehabt — und am anderen Tage zu Mittag kam ich gerade ins Speiſezimmer, als Suſi mit dem ein wenig zitternden und ſchwebenden Ton wirklich kindlicher Menſchen ſagte: „Ich habe Kinder zu gern", worauf ein dummer Kerl gegenüber zu gröhlen anfing, ſie hatte nämlich hinzugeſetzt: „Ich habe nämlich jetzt ein neues", womit ſie natürlich nur gemeint hatte, daß man in der Klinik ihrer wertvollen Pflege ein neues Kind anvertraut hatte. Der Gröhler wurde zur Ruhe verwieſen, nicht ohne daß wiederum jener Blick über den Tiſch geflogen wäre, der eine intime Beziehung zwiſchen Suſi und dem Selbſtkinderkriegen ein für allemal abgelehnt hatte, auch nicht ohne daß Suſi ſelbſt Augen dazu gemacht hätte, die ohne jede Affektation aber unverbrüchlich verſicherten: „Ich verſtehe nicht einmal, warum ihr lacht."

Nächſten Sonntag war ich in Heidelberg, natürlich im Schloßhotel oben, nicht wegen der Ruine, ſondern weil man da am beſten ißt. Auch nicht wegen der Ausſicht; wenn ich nämlich nach Hauſe komme, hat das

Stubenmädchen immer ſchon die Läden zugemacht, und wenn ich in der Frühe fortgehe, bin ich ſchon ſo an den Nebel gewöhnt, daß ich die Vorhänge gar nicht wegziehe, weil ich den Schreck nicht verwinden könnte, wenn es einmal nicht neblig wäre. Neben mir wohnte ein Ehepaar. Wenn man viel in Hotels gelebt hat, weiß man ſo was, ohne ſich durch ſyſtematiſches Denken anſtrengen zu müſſen. Unter mir auch verheiratete Leute; das mußte jeder merken, denn ſie hatten ein ſüßes Kind, das in Abſtänden von einer Viertelſtunde kräftig ſchrie. Die Dame neben mir ſagte auch einmal: „Ich kann dieſes Kindergeſchrei nicht leiden, man ſollte Kinder immer erſt kriegen, wenn ſie mindeſtens ſieben Jahre alt ſind.“ Ich ſtimmte ſtumm zu, aber war doch über den eigentümlichen leiſen und ſchwebenden Ton der Stimme ein wenig verwundert. Es wurde Abend. In Heidelberg geht man am Abend ins Varieté. Was ſoll man auch viel tun, man tut das, wie man in Berlin einmal im Sommer — bei mir wird's immer ſchon Herbſt — zum Eierhäuschen fährt, das iſt eine gewiſſe Verpflichtung ſich ſelbſt gegenüber, irgend was muß man doch tun. Und wenn man nicht der alte Herr eines feudalen Korps iſt und rührende Szenen des Wiederſehens mit ſeiner eigenen Jugend zu feiern befliſſen iſt, weiß man in Heidelberg auch nicht, was man anfangen ſoll. Für einen einſamen Junggeſellen iſt es alſo ſchließlich verzeihlich, wenn er ins Varieté geht. Auch für den Selbſtmord gibt es ja moraltheologiſche Entſchuldigungs- oder Milderungsgründe. Neben mir, in dem, was man eine Loge nennt, in Heidelberg nämlich, ſaß ein Herr mit einer ſehr hüb-

ſchen Dame, mit wirklich ſehr ſchönen blonden Haaren, jung und gar nicht mager, und ich zerbrach mir die ganze Zeit, während der Mann auf der Bühne eiſerne Kugeln aus Pappdeckel, von einer war die Farbe ſchon ganz heruntergekratzt, über ſeine Arme und ſeinen Nacken laufen ließ und dazu ſchwitzte — das Schwitzen war keine Illuſion — meinen Kopf, weshalb Leute ins Varieté gehen, in Heidelberg nämlich, wenn ſie ſchon zu zweit ſind. Nur der verzehrendſte Lebenshunger kann Menſchen ſo weit treiben. Die Dame neben mir ſah aufmerkſam auf die Bühne hin, ich konnte ihr Geſicht alſo zuerſt nicht gut ſehen. Die Sicherheit ihrer Bewegungen und Bemerkungen aber zeigte mir, daß ſie ein ſehr mondaines Geſchöpf ſein müſſe, und als ſpäter ein ganz guter amerikaniſcher Clown kam, ſagte ſie: „Das iſt der einzige, der gut arbeitet.“ Wer wie alle beſſeren Menſchen den größeren Teil ſeiner Nächte in Varietés und ähnlichen Erziehungslokalen verbracht hat, erkennt an dieſem einen Satz eine Vertrautheit mit dem Milieu, die ſich kein Gelehrter je aneignen wird, der einen Band über die „kulturelle“ Bedeutung der Varietékunſt in alter und neuer Zeit verfaßt. Als wir alle weggingen, natürlich vor dem Kinematographen, — auch ſchon die Tatſache, daß die beiden neben mir vor dem Kinematographen weggingen, ließ auf ihre Lebensgewohnheiten ſchließen, — hörte ich, wie die Dame — nun trug ſie leider ſchon einen Schleier — zu dem Herrn ſagte: „Ich möchte eigentlich noch einen Cherry brandy trinken; wird man hier irgendwo einen vernünftigen bekommen?“ Und ſie fügte hinzu, mit ihren Gedanken und ihren Gefühlen wo anders: „Bitte!“

und an dieſem: „Bitte“ mit verhaltener Leidenſchaft und dem hohen Temperaturgrad zwiſchen den einzelnen Buchſtaben und dem ganzen Rhythmus erkannte ich – Suſi.

Dienstag trafen wir uns dann auf der Stiege in unſerer Penſion, ſie blieb ſtehen und ſehr ruhig ſagte ſie zu mir: „Habe ich Sie nicht in Heidelberg geſehen am Sonntag?“

„Ich denke.“ Wir waren nämlich zwei Stunden nebeneinander geſeſſen, muß ich, trotzdem die Wiedergabe dieſes vom Leſer lange erwarteten Geſprächs, das die Entlarvung einer Heuchlerin zu bringen hat, die Spannung des Leſers, mit welcher Kühnheit ſie ſich herauslügen wird, aufhält, hinzufügen. Sie fragte alſo: „Habe ich Sie nicht in Heidelberg geſehen, Sonntag?“ „Ich denke,“ erwiderte ich.

„Und vor vierzehn Tagen in Luzern bei den Pferdchen?“

„Ich glaube wohl.“ Ich gebe zu, daß meine lakoniſchen Antworten ſich mit dieſen Feſtſtellungen begnügten, einen geiſtreichen Dialog auszudenken hatte ich keine Zeit, ſelbſt auf die Löſung dieſer Angelegenheit zu ſehr geſpannt.

„Ja, ſo geht es,“ ſagte Suſi, ſich ſchon wieder zum Gehen wendend, „da ſitzt man nun Wochen und Wochen an einem Tiſch und weiß nicht, wie viel gleiche Intereſſen und Lebenswünſche man hat.“ Suſi nickte kurz mit dem Kopfe und ging in ihr Zimmer.

Am nächſten Tag zu Mittag erzählte jener Offizier z. D. eine Anekdote nach links, rechts von ihm ſitzt Suſi, blond und gar nicht mager. „Das iſt nichts für Ihre Ohren, Kind,“ tröſtete er ſie, und Iwanowa aus Blaſewitz verſicherte: „Suſi verſteht ſo was ſo gar nicht.“ „Ich will es auch gar nicht hören,“ ſagte Suſi, „wenn es „ſo

was" iſt, davon braucht eine Frau nichts zu wiſſen, nicht wahr?" wandte ſie ſich an mich, ruhig und ſachlich, worauf hin ich den Salat auf den Kompotteller legte und das Apfelmus mit Worceſterſhireſauce begoß.

Nächſten Sonntag war ich in Straßburg. Ich ging abends ins Stadttheater, wo „Stimmungen" programmgemäß erzeugt wurden. Neben mir ſaß eine junge Dame, blond und gar nicht mager, mit einem Herrn. Sehr eleganter Offizier. Ich erkannte ſie nicht, trotzdem ſie mir das Geſicht verſchiedene Male voll zudrehte und mir auf den Fuß trat. Ja, es war nicht Suſi! aetſch! lieber Leſer.

Suſi war nämlich, ſie erzählte es mir den übernächſten Sonntag in Baden-Baden ſelbſt (jawohl, geliebter Leſer!), diesmal in Genf geweſen.

Der Abſchied

Nach einer langen Pauſe, während der er kaum am Tage unter die Menſchen gegangen war, freute ſich Paul – er iſt ein Freund von mir – ſehr auf den Abend, der ihn mit mancherlei Menſchen wieder zuſammenführen und doch mit der Geliebten vereinigen ſollte. Monatelang hatten ſie ſich abgeſchieden von aller Welt, er ſeine Freunde vernachläſſigt und ſie die ganze Welt des Theaters, die Männer, die auf ihre Wünſche achtgaben, und die ſie freundlich mißhandelte, den Ruhm des Tages. Ja, ſie ſpielte, hatte Erfolge, ſchien ſogar reicher, innerlicher, ernſter, ſozuſagen menſchlicher geworden durch dieſes Ereignis der Liebe, das ſie nicht mehr erwartet, ja vor dem ſie ſich eigentlich gefürchtet hatte. Und Paul, der ſich nie in ſein Leben hatte hineinreden laſſen wollen, in deſſen Arbeiten die Pauſen alle wohlbedacht, bewußt und klug gefüllt geweſen waren, Paul, der ſtets die Diſtanz der Dinge aufrecht erhielt und dieſe Fähigkeit als eine Kunſt ehrte und pflegte, war auch untergetaucht in dieſem Gefühl, das er Liebe zu nennen ſich ſchließlich doch gezwungen fühlte. Das alles ſteht nun kühl da, recht wirklich ſo, wie die beiden Menſchen ja auch allen erſchienen, die ſie beſſer oder ſchlechter, länger oder kürzer kannten. Was aber dieſer Bericht verſchweigt, das iſt ſicher das Beſte an dieſer Liebe geweſen: daß ſie und er nämlich ſo lange Zeit ineinander volle Genüge fanden, daß ſie die fremden

Menſchen nicht brauchten, ja daß ſie vor ihnen einen Ekel, einen Widerwillen empfanden und ſich immer wieder zu einander retteten, wenn ſie gezwungen geweſen waren, mit irgendeinem von den „Freunden" zu ſprechen. Sie lebten alſo ein doppeltes Leben, von denen ihnen nur das eine wirklich erſchien; nur wenn ſie von der Bühne eiligſt in die Garderobe gelaufen war und kaum die Haare aufgeſteckt hatte, ſchon die Treppe hinunter, um mit ihm zu ſein, — nur wenn er die Leinwand und die Skizzenbücher leichtfertig weggeſchoben hatte, nur dann lebten ſie. Das andere, ſeine Arbeiten, ihre Kunſt, das war nur ein Abglanz der Wirklichkeit, gewann kaum dann eine blaſſe Bedeutung, wenn ſie einander davon ſprachen. Und nie fühlten ſich die beiden verlaſſener, als wenn ſie beide zuſammen unter fremden Menſchen waren, an einem Sonntage im Reſtaurant, bei einer Theatervorſtellung. Aber man wird mir ungeduldig ſagen: das iſt alles gar nicht ſo merkwürdig, iſt tauſendmal dageweſen, jeden Tag tauſendmal, das iſt eben die Liebe. Vielleicht. Nur glaube ich dann erſt recht nicht, daß es alltäglich tauſendmal ſich begibt.

Sie waren in mancherlei Städten geweſen, auf Waldwieſen und am Meere, und allmählich bekamen ſie das Gefühl, daß ihre Liebe ſie von allen den anderen kühlen, harten, kleinen, ſeichten Menſchen trenne. Aber ſie merkten auch, daß ihre Kunſt — mein Freund Paul iſt ein Maler — ſie in ihrer Liebe unſicher und verwirrt macht. Nicht einen Satz konnte ſie in ſeiner Gegenwart ſprechen. Alle Wirkungen, alle Täuſchung der ſchauſpieleriſchen Kunſt war zerflattert, und ſie konnte nicht mehr

ihre Rolle ſpielen, ſondern nur noch an ihn denken, ſo ſein, wie ſie für ihn war. Deshalb hatte er ihr auch ſchwören müſſen, daß er nie ins Theater gehen werde, wenn ſie ſpielt. Nie. Sogar einmal, als ſie in einem Stücke auftrat, das ihm teuer war, als er jedes kleine Wort der Rolle mit ihr beſprochen hatte, in ihren Ton ſeine Liebe zu dieſen Geſtalten hineingelegt, — ſogar an dieſem Abend hatte er zu Hauſe bleiben müſſen, denn ſonſt wäre ſie gelähmt, unfähig, ſich in jene andere Frau zu verwandeln, geweſen. Als er aber einmal, ohne daß ſie es ahnte, ins Theater kam, ganz rückwärts geſeſſen hatte, da war dennoch gleichſam durch eine unbeſtimmte Gewalt ſeine Anweſenheit, ohne daß ſie ihr bewußt geweſen wäre, der Grund, daß ſie zitternd, unſicher, hilflos ihre Worte nur herſagte, ohne eigentlich zu ſpielen, immer wieder aufgeſchreckt, die Augen ins Dunkle auf die Suche ſchickend . . . . Und wie er dann in der Enge der Nacht geſtand, daß er dageweſen war, verſpürten ſie beide unter Küſſen ein zwiefach ſelig-ſchmerzliches Gefühl. Denn das war doch was wunderſam Beglükkendes, daß ſie ſeine Gegenwart ſo durch alle fremden Menſchen, durch die Masken des Theaters, die feindliche Athmoſphäre der Kunſt hindurch ſpürte, von ihr überwältigt und gelähmt wurde. Es war aber auch etwas unſäglich Trauriges, daß aus Scham und Zorn in ſeiner und auch in ihrer Seele ein mächtiger Haß ſich bildete gegen die Kunſt, die ſie übten, gegen ihre Schauſpielerei, ſeine Bilder, daß ſie einander feindlich waren, wenn ſie ihr Leben lebten. Denn auch ſie überwand nie den Widerwillen gegen ſeine Figuren, ſeine Zeichnungen. Es war in die-

ſem Gefühl Eiferſucht und Kränkung gegen alle die früheren Frauen, die ſich ihm gegeben hatten, denen er, wie ſie fürchtete, mehr gehört hatte als ihr, oder die er auch nur flüchtig einmal geſpürt, gekannt, begehrt hatte. Neben dieſer Empfindung war aber noch in ihr die Kränkung, daß er ſchaffend von ſeiner Seele ablöſte, um anderen mitzuteilen, daß er ſich von ihrer Bruſt entfernte, um anderer Herzen zu rühren, zu erſchüttern, zu erheitern.

Dann kam ein neues Jahr, und das ſchenkte ihnen zum Erſatz für mancherlei Übles, das ſie erduldeten, mancherlei Heftigkeit, Streit und Häßlichkeit, ein gutes Gefühl: daß ſie nämlich feſt zueinander gehörten, mochten ſie allein zuſammen ſein oder getrennt; ſie fühlten das eine oder das andere Mal eine große Ruhe im Gemüte, die Sicherheit: da iſt doch ein Menſch, dem ich wirklich was bin. — Und darum beſchloſſen ſie auch, in dieſem neuen Jahre alte Beziehungen wieder aufzunehmen, Menſchen zu ſehen, — ſie hatten es beide nötig für ihre Kunſt. Ihrer Liebe waren ſie ja gewiß, da konnte ihnen die fremde Welt doch nichts mehr anhaben. Und vielleicht war es auch deshalb, daß mein Freund Paul ſo innerlich heiter war, als er in einem Auto durch den Tiergarten fuhr, in die Geſellſchaft. Hübſch, dachte er, ſie kommt mir entgegen, gibt mir die Hand wie Herrn X und Frau Y, und dieſer Händedruck ſagt doch . . .

Der Abend hatte in der Tat ſeine Reize. Die häßlichen Menſchen prahlten nicht allzuſehr mit ihren Fehlern, die hübſchen ſparten nicht mit ihrer Schönheit. Als man gegeſſen hatte, ſpielte eine junge Dame ganz leiſe Klavier, und man mußte nicht zuhören. Dann ſang ein junger

Mann ein paar ſehr freche Lieder mit unendlich zarter Stimme. Und als es ſoweit war, begann man Pauls Geliebte zu bedrängen, ſie ſolle doch was vortragen. Das war eine beſondere Kunſt von ihr; es konnten ganz törichte leere Verſe ſein, die ſie ſprach, ihre Natur, ihre ſcharfe Art drang durch, quoll hervor, wirkte unheimlich. Die Gäſte baten, ſchrien. Paul ſaß ruhig da, er hatte gedacht, daß es ſo kommen würde. Und es war ihm eingefallen, daß ſie es den Leuten nicht werde abſchlagen können und alſo doch vor ihm ſprechen werde, vor ihm, für ihn. Denn ihre Blicke gingen immer wieder zu den ſeinen, während die Menſchen um ſie herumſtanden und drängten. Und Paul nickte ihr zu: „Tu's doch!"

Nun ſtand ſie da und ſprach die erſten Worte. Paul hatte ſich ganz hinten in dem Saal einen Seſſel hingeſtellt und ſah vor ſich hin. Zuerſt war die Stimme unſicher, ſuchend. Beim dritten Vers aber löſten ſich die Schleier, und Paul ſchreckte auf. Das war ganz ihr Ton, ihr eigenſter. So hatte er ſie gehört, als ſie ſich kaum gekannt hatten, das war auch ihr Blick, der in den Menſchen vor ihr wühlte, ihre Handbewegung, die ſo vieles aufſtörte, das war denn auch ihre Natur. Und ihr Weſen, das durch den Saal eilte und an allen Nerven zerrte ...

Mein Freund Paul ſaß in ſeinem Winkel und war vergeſſen. Die Leute klatſchten, und ſie fing von neuem an. Und indes wiederum die Gewalt ihrer Natur die Müdeſten aufſchreckte und aufrüttelte, fühlte Paul mit unabweichlicher Gewißheit, daß ſie ihn nicht mehr liebte, er ihr fortan nur einer noch war unter vielen, ein Zuhörer, einer, auf den ihre Natur, ihre Perſönlichkeit wirkt,

ſo wie auf die anderen. Er war ſehr ſtill. Er ſpürte das Ende. Jeder Klang ihrer Stimme ſagte: „Unſere Zeit iſt vorbei ... die Zeit, da ich einem gehört habe ... jetzt? ... Ich gehöre wieder der Welt ...“

Sie kam lieb auf ihn zu: „Müd ſiehſt du aus ... wir wollen bald gehen, ja? ...“ Er nickte, fuhr ſich mit der Hand über die Schläfen. Zu Hauſe küßte er ſie und wußte doch: das war ihr Abſchied geweſen.

Lebensspuren

I. Die nie geschriebenen Seiten

Er hatte, wie ſo die Jahre gingen und floſſen, von der ſehnſüchtigen Knabenzeit in die begehrende, heiße oder auch genußſüchtige Jünglingsſchaft und dann hinein in die reifen Männertage, manches Wort geſchrieben. Heftige, ungeſtüme; ſolche, die aus der Tiefe eines Schmerzes quollen, und die anderen, die aufblühen, keiner weiß woher, ſie ſind da und ſind oft die ſchönſten. Er hatte auch luſtlos am Tiſche geſeſſen, den Verſtand ſprechen laſſen oder die Erinnerung, die Feder hingeführt und die Seiten gezählt, bis das nötige Quantum aus Geiſt, Gewohnheit, Wiſſen oder doch auch verblaßtem Herzeleid, aufs Papier überſiedelt war, das nun die fleißigen Drucker ſetzen, in Spalten brechen, aufs feuchte Papier ſtempeln ſollten. Er hatte geſchrieben, aus Wut, Zorn, Haß, Erbitterung, aus Liebe, Freundſchaft, Gefälligkeit, Bequemlichkeit; und weil man das Geld braucht. Er war dem Rühmchen nachgelaufen, das klingelnd über die Großſtadtſtraßen eilt und mit den Künſtlern Haſchen ſpielt; hatte dann die anderen Tage gekannt, in denen ſich, Gott, ſo langſam ein kleines Bild, ein Begreifen, ein Verſtehen menſchlicher oder künſtleriſcher Entwickelung löſt und einſtellt und ein leichtes Glück des Zeugenkönnens den Wochen vorangeht, in denen man Dem Ausdruck, Glätte, Form und Rundung ſucht, was ein Blitz im Einfall hat aufleuchten laſſen. Er war ſtundenlang durch Felder, Wälder, Straßen gegangen, am

Meeresufer oder dem Dſchungel entlang gefahren und kannte alle Krämpfe des Schreibens, des Bildens. Er wußte ſchließlich ſogar die Grenzen alles Aufgezeichneten, aller Literatur, aller Kunſt und war zu gutem Ende ſo weit, zufrieden zu ſein, wenn es gelang, eine Melodie anzuſchlagen, die halbwegs rein hinausklang und hie und da in einem Menſchen ein Gefühl aufſtörte, eine Hoffnung keimen, einen Schmerz erbeben ließ oder gar eine ſchöne Ruhe im Gemüte verſchenkte.

Ich ſagte ſchon: Er hat nicht immer ſchreiben dürfen, was er wollte. Wer kann das? Da iſt Ärmeres, was treibt. Das Bewußtſein, das Wünſche präſent hält, und ſchließlich die tauſend unwägbaren Anſtöße — aber, da er ein Egoiſt war, und ſein Gefühl dieſer Beruhigung bedurfte, ſparte er ſich dann und wann einen Flecken Leben aus, in dem er ſeine eigenen Sachen ausdachte, ohne nach ihren ferneren Schickſalen zu fragen, ihrer Nützlichkeit, ihrem Zweck, und ſo wurden ihm dann Bücher, die er ſpäter liebte oder nicht mochte, manchmal ſogar verachtete, die ihm aber doch insgeſamt teuer waren, weniger ihrer ſelbſt willen, als weil ſie Zeichen einer freien Zeit waren, Früchte eines von den Nöten des Daſeins ferngehaltenen Lebensabſchnittes. Natürlich war auch manchmal ein Plan zu ſolchem Werke verwittert, weil er zu lange hatte warten müſſen und ſchließlich eine altgebackene Semmel geworden war, was zuerſt ein federleichtes Preisſtück delikateſter Bäckerkunſt erſchien. Er ſelbſt ſtand dieſen Embryonen in den wechſelnden Zeiten ſeines Arbeitens mit verſchieden geſtimmtem Gemüte gegenüber. Manche führten ein Scheindaſein auf Zet-

teln: notierte Einfälle, Skizzen, Szenarien, Romanſkelette oder nur ſchöne Worte, weiſe Gedanken, volle, die ganze Welt der Seele umſchließende Stimmungen. Die hatten zum ſterilen Tode auch noch die maßloße Verachtung zu ertragen, wenn ihr Herr und Beſitzer manchmal die Zettel durchſah, die Weisheit abgegriffen, die Romane fad, die dramatiſchen Ideen undramatiſch, ja ſogar die Stimmungen leer und keinerlei Welten der Seele umſchließend fand. Beſſer ging's den Plänen, die einmal raſch aufgeflackert waren, während die Sonne vor der Terraſſe in Palermo ſank, die gelben Mönche auf der Pagoda in Rangoon dem liegenden Buddha mit dem unſäglich rührenden Lächeln den Gutenachtgruß boten oder ſonſt in einem ſchönen reichen Augenblick, in dem das Leben ſo reſtlos im Genuß der Sinne aufging, daß keine Begierde, „was zu machen", auftauchen konnte. Dieſe Einfälle, Pläne, Skizzen vergaß er über Nacht, der folgende Morgen hatte ſie verloren, und ſelbſt wenn ein rohes Schema, ein Reſt tatſächlicher Konturen von der Erinnerung auf irgendeinem ſchlauen Umwege noch eingefangen wurde, — der Bleiſtift zögerte bald, dieſe leeren, nutzloſen Dinge aufzubewahren.

Dann aber gab es Bücher, die er Jahr für Jahr ſchreiben wollte. Die er auch Jahr für Jahr von neuem formte. Ihr Inhalt, Weſen, Sinn und ihr Seelchen, wenn Bücher ſo was haben, war ihm, er wußte ſelbſt nicht wie, früh ins Hirn, ins Herz gekommen. Die Menſchen, denen Das und Dies zuſtieß, die traurigen Kapitel und die ſüßen, die zärtlich ſingenden und die beklommenen — die Tränen kamen ihm ſelbſt, wenn er ſie ausdachte —

das ganze um und auf und jeder Ton, waren ſein innerer Beſitz all die Jahre vielleicht ſchon, während er anderes formte oder auseinanderſetzte, begleiteten ihn geduldig, und er ſelbſt wurde nie nervös, unruhig, daß ihm dieſe Ideen davonrennen könnten; ſolch ein Vertrauen hatte er allmählich dieſen Genoſſen ſeines Lebens gegenüber bekommen. Denn es war nicht nur ein Buch, ein Roman, eine kluge Arbeit, die ſo in ihm wohnte — je älter er wurde, deſto öfter entſann er ſich von Zeit zu Zeit plötzlich: Ja, über dieſe Sache habe ich mir ja einmal was ausgedacht, ganz zu Ende ausgedacht, und dann war auch alles wieder klar und ſtand feſt da. Nur, wie's ja natürlich iſt, wechſelten dieſe ungeſchriebenen Werke, flugs die einen, langſam, widerwillig die anderen, ihr Geſicht. Er wurde älter, wurde wieder, denn das begibt ſich auch, jünger, war froh, milde, eigenſinnig, hartnäckig, bitterböſe und kernweich, — und von allen dieſen Zuſtänden bekamen die Romane, Dramen, Weisheitsſplitter und all das andere Zeug ihr Teil ab. Es blieben dieſelben Menſchen Figuren; es geſchah ihnen das nämliche Geſchick, aber der Ton zitterte, ſchlug um, ja verſagte manchmal und klang über in ein halbes Schweigen. Da war zum Beiſpiel ein Roman, der ſollte „Die erſten Jahre" heißen, eine ſehr ſchöne Erzählung. Die machte er im Geiſte fertig, als dieſe erſten Jahre noch kaum in ihren Zenith gelebt waren. Dann als ſie eben fort waren, konnte er Wochen und Monate lang nicht eine Stunde müßig ſitzen, ohne daß ihn dieſer Roman drängte, und er Szene für Szene, Satz für Satz durchnehmen mußte, all die Entwickelungen von der erſten

Freude des freien Burſchen bis zu ſeiner vermeintlichen Welterkenntnis, was die Freunde ſind und was die Frauen, wie er ſelbſt ſich dreht und taumelt, wie er die Gewißheit ſucht, die Stetigkeit, den feſten Punkt, und wieviel auf allen Seiten geſchehen muß, bis er lernt, im allgemeinen Wackeln des Lebens mitzuwackeln. Dieſen Roman der erſten Jahre erzählte er ſich nun immer wieder. Bald war es ein ſo offenherziges Buch, daß er ſelber erſchrak. Bald ein ſo weiches, getränkt von Sehnſucht, Wehmut, Sichzurückwünſchen, „Noch einmal" — Sentimentalitäten, daß er wußte, kein Menſch werde eine Zeile leſen können, ohne zu weinen, zu heulen. Dann ſchob er den Plan, dieſes ſchöne Buch zu ſchreiben, in weite Ferne; ſechzig-, ſiebzigjährig wollte er es erzählen, nicht mehr ins faltige Koſtüm des Romans gehüllt, ſondern als Dokument einer Zeit. Aufrichtig, vielleicht ſogar aufrecht und gerecht. Und in einem Ton, den man erſt jenſeits, an der Schwelle jener anderen Welt hat. Und ſo dachte er ſich wohl fünfzehn-, zwanzigmal „Die erſten Jahre" aus, und immer war es ein anders tönender Bericht.

Aber nicht nur Sinn und Ziel und Ton wechſelten dieſe nie geſchriebenen Seiten, ſondern auch Form, Umfang, Gewicht. Da war eine Sache, die hätte zuerſt ein dickes Buch ſein ſollen, durchdichtet vom Leben, vom Wiſſen, von Kultur, Erfahrung, Jahren, ausgepicht von einem ganzen Daſein. Dann war dieſes Buch plötzlich ſchmäler geworden, ſechs, ſieben Bogen in irgendeiner reifen Stunde aus dem Vollen des Lebensgefühls geholt. Jeder konnte es verſtehen, denn es ſollte unbelaſtet von Metaphyſiſchem ſo gut wie vom Wiſſenſchaftlichen ein

rein menſchlicher Erguß ſein. Und in zwei Stunden ſollte der Leſer vom erſten Buchſtaben bis zur letzten Zeile kommen können. Aber noch ſchrumpften dieſe Seiten ein, bis es nur noch zwei Dutzend waren, knapp, ein wenig hochmütig nur an jene gerichtet, die ſchon auf halbem Wege ſind. Und ſchließlich dachte er nur noch an etwa 200 Zeilen, kaum mehr als ein Blatt, einen Brief an die unbekannten Freunde, die fünfhundert Menſchen auf der Welt, zu denen man irgendeine Brücke zu haben glaubt. Jeder weiß, was in dem dicken Buch und in den 200 Zeilen ſtehen ſollte: natürlich das Gefühl eines Menſchen von der Welt, dem Leben, ſeinem eigenen natürlich. Wenn es um weniger ginge als dieſes Thema, hätte es ſchließlich der Kraft nicht bedurft, aus einem dicken Buch ſo etwas ganz Kurzes faſt wie einen Zettel, einen Proſpekt, ein Feuilleton zu machen. Ja alſo, das Gefühl von ſeinem Leben. Natürlich nicht immer der gleiche Ton. Einmal ſollte es ein vielfarbiges Bild ſein, Zola und Shakeſpeare vereint, Gott nein, kein Kunſtwerk, nur ein Gefühl auf hunderttauſend Arten ausgedrückt, bis es in jedes Gemüte eindringen mußte. Und dann nur eine Art Aufruf an die paar anderen Leute, die auch ſchon ein Lächeln haben, mit denen man ſich aber verſtändigen kann, weil ihre Schmerzen unſeren ähnlich ſind, ihre Fragen unſere, und ſie alle wiſſen, daß nur Eines die Mühe, den Taumel und das Leid des Daſeins lohnt: und das iſt, wenn man ſein eigenes Leben gelebt hat, reulos, hin und her ſchwankend vielleicht, gewiß aber ſo gut es irgend ging, den inneren Trieben, nicht den äußeren Geſchehniſſen ſich hingebend.

In einem bald großen, bald beruhigten Tone mußte da ausgesprochen werden: daß alles nur in uns liegt. Daß es ein Bekenntnis der letzten Stunde gebe, das mit keiner Ruheloſigkeit zu teuer erkauft ſei, die Gewißheit nämlich: nur ſo konnte ich gelebt haben. Und dann ſollte drin ſtehen: daß keiner es wagen dürfe, in das Leben eines auf dieſe Art Weiſen mit Troſt oder Klage hineinzutapſen, etwa zu bemerken: Hätteſt du klüger, konzilianter, entſagungsvoll, weniger gierig und heftig gelebt, ſo könnteſt du noch unter uns ſein — weil dieſen Leichenpredigern im voraus ſchon der Beſcheid gegeben werden könne: deine vorſichtige, behutſame, knickerige Art zu leben, iſt ja der Tod durch Einmauerung bei lebendigem Leib ... Und manches noch. ... Es war ſchön, an dieſe letzten Seiten eines Schreibers zu denken. An die Ruhe und Gelaſſenheit, mit der er die Feder führen würde, und wie jedes Wort und jeder Satz ſich, längſt im Inneren gerundet, dann löſen würde zum reinſten Klange.

Nun ſtieß es dem Schriftſteller zu, daß er plötzlich vor der Möglichkeit ſtand, ſein Leben zu enden. Einige geringe Wahrſcheinlichkeit ſprach nur für ſolche ſchwarze Befürchtung, aber er mußte doch als ordentlicher Menſch ſeine Dinge in Ordnung bringen und — die letzten Seiten ſchreiben. Ein paar Stunden genügten ja, und nun durfte er nicht länger warten.

Es war Frühling, und er ging durch den Volksgarten und fand die Bäume ſchön. Er ſchritt über die Ringſtraße und überdachte nochmals, durchfühlte nochmals, was er aufſchreiben wollte. Dann ſaß er im Zimmer

am Tiſch und fing doch nicht an. Er fürchtete nicht den kommenden Tag, er war nicht unklar über die Worte, die er hinſetzen könnte. Aber wie er daſaß und dann durch den Raum ging, auf und ab, ſchien ihm die Zeit allzu koſtbar, als daß er ſie dem Schreiben ſchenken ſollte. Die neuen Gedanken, die ihm zuſtrömten, ja auch ſein Schmerz, ſein Leid, ſeine Verwirrung und nicht zuletzt das läſſige, unangeſtrengte Atmen war ſo viel wichtiger. Sich hingeben dem Gedanken, der gerade da ſein will, der Stimmung, die anklopft, die Stunde verrinnen laſſen, dem Spiel des klopfenden Blutes, der zitternden Nerven ein gelaſſenes Objekt ſein — dies war doch weſentlicher als alte, von jahrelangem Harren müde, oft gehegte Gedanken feſtzuhalten. Er rauchte, er ſprach von gleichgültigen Dingen, er gab ſich ſeiner Mißſtimmung hin — alles war beſſer als etwas aufzuſchreiben. Und als der Tag geſunken war, und die Dämmerung ins Zimmer ſchlich, waren die ſchönen Seiten, die zu ſchreiben er ſo gewiß geweſen war, einem Nachmittag des Lebens geopfert. Die nie geſchriebenen Seiten . .

Lebensſpuren

II. Operation

Zuerſt flattert das Wort nur ſo auf, eine trübe Fata Morgana, als ſei es noch notwendig, einen zu erinnern, daß das Leben kein ewig heiterer Tanz iſt. Man ſpielt mit der Idee, ſagt einmal im Ernſt: „Ich tu' es ja doch nicht," und malt dann wieder in allen Tönen zwiſchen Wehmut, Sentimentalität und Zynismus alle Einzelheiten ſich oder anderen aus, wie um den Teufel zu höhnen. Man zählt alle die auf, die den Weg ſchon gegangen ſind, ſich auf den Tiſch gelegt haben, und die man dann in jenem ſonderbaren Hauſe beſucht hat, während ſie ein wenig bleich, auch recht unbeweglich in dem weißen Bette lagen, oder denkt raſch an jene anderen, von denen man gehört hat, daß ſie heimlich in dunkler Nacht über eine kleine Treppe aus dem Hauſe getragen wurden, als ſei es jetzt gar eine Schande, zu ſterben.

So iſt es im Anfang. Die Wochen vergehen, ja vielleicht die Monate, und wenn es einem beſtimmt iſt, dann merkt man plötzlich, ohne daß man ſelbſt viel dazu getan hätte, daß es faſt ſchon ſicher iſt: man wird operiert. Der Entſchluß iſt gefaßt, nur daß es diesmal ſo iſt, daß ihn andere gefaßt haben in jenen Augenblicken, wo man ſelber zu müde und zu ſchwach war, um die alte Melodie des Unglaubens an menſchlich-ärztliche Kunſt zu pfeifen, jenes Unglaubens, der faſt ſchon wieder Glaube iſt; denn es iſt ein Unglaube mit der Spitze gegen die Menſchengewalt. Und eigentlich das nämliche, was der Ge-

heimrat Schweninger kräftig und grotesk ausdrückt, wenn er ſagt: „Was der liebe Gott wachſen ließ, das ſollen wir Menſchen nicht wegſchneiden.“ Alſo der Entſchuß iſt gefaßt. Zuerſt ſind noch viele kluge Männer dageweſen, haben ein Konſilium gehalten, einander verachtet und waren dann doch wieder einig und haben gelächelt. Zu guter Letzt hat man einem die Hand geſchüttelt, von dem man gewußt hat: ich ſehe ihn erſt in einem recht bedeutſamen Zimmer wieder.

Wenn man klug geweſen iſt, ſo war die Zeit zwiſchen dem Entſchluſſe und dem Schnitte des wunderbar aſeptiſchen Meſſers nicht länger als eine kurze Nacht. Kurz — wenn man die Stunden zählt, in denen man noch eine Reihe von neuen Leuten ſieht, die plötzlich eine tiefe Beziehung zu uns gewonnen haben, und von denen man Tags zuvor noch keinen gekannt hat. So raſch aber können es die wenigſten machen. Sie haben trotz allem, was ihnen die Ärzte zur Beruhigung ſagen, ein paar Dinge in Ordnung zu bringen, wollen mit einem möglichſt guten Gewiſſen die bedenkliche Stunde erleben. Denn, daß man in dieſer Stunde etwas anderes tun könnte als leben, das umſchmeicheln die Ärzte mit ungeheuerlich ſicheren Worten, und ſchön ſtatiſtiſch geordnete Ziffern beweiſen, daß man gerade der Zweitauſendſte oder Zweitauſenddreihundertſte ſein müßte, um die Ungeſchicklichkeit zu begehen, in der Operation zu ſterben, was man ſelbſt vielleicht dem Meſſermann im vorhinein gütig verziehen hätte, er aber dem Toten nie vergäbe. Man läuft alſo noch ein paar Tage umher und überlegt ſich, wen man vorher noch ſehen möchte, wem die Hand

geben, trifft eine Auswahl, die immer wieder kleiner wird, und entdeckt ſchließlich, daß man doch recht einſam war. Nach der Operation ſieht es dann allerdings ein wenig anders aus, da kommen, wenn man's erlebt, angenehme und unangenehme Leute, wollen wiſſen, wie es geſchah, ſehen durch die halbgeöffneten Türen, haben wirklich ein Mitgefühl oder werden in jenes Sanatorium nur gelockt durch einen dunklen Reiz, der ſie ſpüren läßt, daß hinter allen dieſen Türen Menſchen liegen, die dem Unbegreiflichen um einen halben Schritt vielleicht näher ſind als ſie ſelbſt. Vorher alſo hat man nur die wenigſten ſehen wollen . . . Ob man ſie geſehen hat, iſt eine andere Frage. Die aber, mit denen man ſpricht, ſind, wie man ſelbſt, beherrſcht von der Scheu, ein großes oder gar ein aufrichtiges Wort in dieſer Stunde zu ſprechen. Denn vor nichts fürchtet der Menſch ſich ſo ſehr, als daß er pathetiſch werden könnte. Man hat alſo bei ſeinem letzten Geſpräche über die Mozart-Feſte in Salzburg geſprochen oder über Sommerpläne, als ſei nicht zwiſchen der Stunde, die rinnt, und jener herankommenden ein Schleier. Es muß ja nicht gerade ein ſchwarzer ſein, aber immerhin ein Schleier, aus unbekannten Muſtern gewebt, der das Heute und das Morgen von allem übrigen abgrenzt, was ſonſt noch ſein mag.

Und dann ſchläft man plötzlich in einem fremden Zimmer ein, wird über die Nacht hinweggetäuſcht durch jenes ſüße Gift, durch jene waſſerhelle und in ihren Wirkungen ſo dunkle Flüſſigkeit, mit der man in den nächſten Tagen ſowieſo ausreichende

Bekanntſchaft machen wird. Sicherlich erwartet einen, kaum daß der Morgen herauf iſt, der Stich einer kleinen Spritze, dann zieht man ſich an und iſt mutig. Vielleicht iſt das ſo wie bei einem Duell; die feigſten Leute finden im vorletzten oder letzten Augenblicke doch eine gewiſſe Haltung. Die einen wollen es denen leicht machen, von denen ſie einen Abſchied nehmen, die anderen paſſen ſehr genau auf, ob man ihnen auch keine Schwäche anmerkt, und wieder andere haben vorher ſo viel gelitten, daß ihnen ſchon alles gleich iſt. Sie geben die paar Händedrücke und fahren dann hinauf in ein kleines Zimmer, in dem ein Feldbett ſteht, ſo wie in einer primitiven Touriſtenhütte. Nebenan iſt der Operationsſaal; man ſieht und hört alles, und keiner ſpart ſich den Gedanken: drinnen richten ſie die Meſſer. Man kann übrigens auch durch einen Vorhang einen Blick hinein tun, wenn man ſehr neugierig iſt. Aber ſchon hat auch das Morphium gewirkt, und man ſieht alle dieſe Dinge ohne den traurigen Ton, die Todesperſpektive, die ſie ja doch haben. Man ſieht ſie, wie man fremde Lebenserſcheinungen beobachtet, die auf einen ſelbſt keinerlei Bezug haben; und dann hat man auch ſchon den erſten Tropfen Chloroform geatmet und weiß, daß man die Zahlen nachſprechen ſoll, die der Arzt vorſpricht. Eins . . ., zwei . . ., drei . . ., bis zehn geht es ganz leicht, dann bis fünfzehn, ſechzehn iſt es eine leichte Anſtrengung, wie ein Weg bergan. Und nun kämpft man, wird hartnäckig und will nicht aufhören; achtzehn, neunzehn, man hört ſeine Stimme in weiter Ferne, und bei zwanzig kommt einem der Verdacht, die Stimme tönt nicht mehr, die

Herren da hören mich nicht ... Weil man aber ſelbſt ihre Gegenwart noch ſpürt, den Druck der Hand auf dem Puls empfindet, wird man wütend. Vielleicht glauben die, man iſt ſchon bewußtlos, und fangen an. So kommt es einem vor, daß man die Lunge weit ſpannen muß, um einen Ton herauszubringen. Einundzwanzig... Dann wacht man auf. Eine fremde Frau in ſchwarzen Kleidern nimmt die Hand und man verſinkt wieder in irgendeinen ſchmerzhaften Traum. Oder ſchreckt auf, iſt mit einem Mal ganz hell und wach, hat einen fürchterlichen Schmerz und weiß, daß irgendwo der Körper zerriſſen iſt und nur mühſam geflickt wurde. Wenn man in der erſten Verwirrung ſeines Schmerzes ſich befreien, bewegen möchte, wird man leicht in die Kiſſen zurückgedrückt. Vorher haben die Leute einem geſagt: „Den erſten Tag verſchlafen Sie, da wiſſen Sie von nichts. Kaum daß ein Moment Ihnen das Bewußtſein gibt: jetzt iſt das Schlimmſte vorbei, und draußen liegt wie ein Traumbild die lichte Welt.“ Mir war es anders. Als ich fürs erſte genug geſchrien hatte und wieder von jenem lieben, wohltätigen Herrn den kleinen Stich und die ſchmerzlöſende Flüſſigkeit empfangen hatte, da glaubte ich auch, es müſſen Tage her ſein ſeit – ſeit damals vorher. „Wieviel Uhr iſt es?“ Und jene gute Schweſter, die mich die vielen Wochen dann ſo wunderbar gepflegt hat, ſagte: „Es iſt halb elf.“ Der Verſtand arbeitet nicht ſo raſch in dieſen Augenblicken, aber der Zorn hilft nach. Es iſt taghell im Zimmer, halb elf, es ſind alſo kaum zwei Stunden her, daß ich heraufkam, zehn Minuten nach der Operation vielleicht, und ſchon die Schmerzen – ſchon

weiß ich von mir – kann mir ſchon ausrechnen, ſo alſo wird's weitergehn, denkt man, Stunde um Stunde, Tag um Tag, keine Sekunde jener langſam ſich wälzenden Zeit wird mir geſchenkt. Wo ſind die Tage, die ich verträumen ſollte? Und dann ſinkt man wieder in irgendeine dunkle Kluft und träumt. Oder wacht auf, um gerade an das zu denken, was man aus ſeinem Daſein ausgemerzt haben wollte..... Schwere Tage kommen. Man iſt bei Bewußtſein, nur um die Schmerzen recht zu empfinden, die da unten wühlen. Man liegt wieder regungslos in ſeinem Bette und iſt wehrlos den Erinnerungen, den Gedanken, ſeinem Ich gegenüber, über das man die Kontrolle verloren hat. Heute iſt das Zimmer viel kleiner, als es geſtern war, und was nicht in der geraden Linie der unſicheren Augen liegt, das findet der Blick nicht; er ſieht die Wand, ein Stück der Decke, und er ſieht weit von ſich entfernt einen Spiegel, in den man gern ſchauen möchte, aber da müßte man den Kopf wenden – da läßt man es lieber, es tut alles ſo weh genug. Man iſt froh, nichts tun zu dürfen. Denn ſchon der Atem, den man manchmal, ſo wenig man es auch wünſcht, aus der Tiefe holen muß, ſchon dieſer Atemzug ſchmerzt. Die Schweſter hält die Hand, und man wird ein Kind, das glaubt, Wimmern und Stöhnen helfe einem. Ja, dieſe Banalität iſt vielleicht für einen Teil der Tage, die der Operierte nun lebt, die Wahrheit. Man muß wie ein Kind erſt wieder ſich regen lernen, lernen, wie man mit dem geringſten Aufwand von Kraft ſich der Bewegung der Menſchen, die einen heben oder rücken, hingibt, lernen, jene Muskeln, die dem Triebe

allein nicht gehorchen, ſondern eines Willens bedürfen, zu regieren. Muß vor allem lernen, was, wie ich feſt glaube, der neugeborenen Kinder erſter und größter Gedanke iſt: wie ſchmerzlich das Leben iſt, und wie einem die eifrigſten Bemühungen anderer oft nicht helfen können. Muß lernen, daß es Stunden gibt, wo einem nichts gut und nichts mehr weh tun kann. Vielleicht ſchreit man auch, wie das die Kinder ſtundenlang tun; denn manchmal kann man es doch nicht begreifen, daß es gar kein Mittel gibt gegen dieſen unermüdlichen, unaufhörlichen Schmerz. Nur eines lernt man nicht, nur in einem iſt man kein Kind: Man weiß, der Tag hat vierundzwanzig Stunden, die Stunde hat ſechzig Minuten, und keine Sekunde ſolch einer Minute kann man ſich, kann einem irgendwer erſparen; man weiß, das geht nun ſo fort, Tage und Wochen, und man fürchtet ſich vor gewiſſen Dingen, die kommen müſſen, während das Kind ſich nicht fürchten kann vor dem Leben, dem es ja die Arme entgegenſtreckt, da es ihm fremd iſt. Man iſt kein Kind, denn man hat eine Vergangenheit und kann ſich nicht wehren gegen die Bilder, die nun aufſteigen, ob man wacht oder träumt. Man kann ſich nicht wehren gegen die Erinnerung, und man ſchleppt, während der Körper kindlich unbeholfen iſt, das Gewicht all der gelebten Jahre doch mit ſich.

Ich kann die vielen Tage, die allzuvielen, nicht beſchreiben. Manches iſt ja gewiß auch anders geweſen, als ich es glaubte. Sieht heute ſchon anders aus. Zu den Tagen gehören die Nächte und es ſind ſtille, weiße Nächte; aber nicht ſo „weiße Nächte“ wie man das Wort im

Norden oben gebraucht. Ja, ich erinnere mich noch, wie wir in Hammerfeſt um Mitternacht im hellen Licht der Sonne auf den kleinen Hügel oben gingen, um weit übers Meer zu blicken. . . . Nein, ſo meine ich es nicht. Ich denke an die „nuits blanches" der Franzoſen, an die furchtbaren, ſchlafloſen, unendlichen, aufreibenden, über die kein weiches Wort hinwegträgt, gegen deren Schrecken ſchließlich auch das Morphium nicht mehr hilft. Auf die ein blaſſer Morgen folgt. Zwei Uhr. Der erſte Vogel hat geſungen, in das Krankenzimmer läßt die Kloſterfrau Luft aus jenem Garten, den ich noch nicht geſehen habe, den ich nur ahne. Das Licht iſt noch blau. So früh beginnt der Tag, dann ſchlingt ſich ein Schmerz an den anderen zu einer Kette, die recht feſt gehämmert iſt.

Allmählich erſt entdeckt man zwiſchen Schmerz und Leid nun doch ſeine Welt; man kann den Kopf nun doch ſchon auf die linke Seite ſchieben, und da ſteht ein Tiſch, ein Stuhl iſt auch dort, in dieſer Gegend iſt die Tür, und Tag um Tag wächſt dann das Reich, das die Sinne beherrſchen.

Man wird ein ganz vernünftiger Menſch und lernt alle Einzelheiten kennen, aber vier, fünf Tage hat es doch gebraucht, bis ich hatte ſehen können, wie es mit dem Spiegel iſt, in dem ich mich nicht erblicken konnte, wenn ich den Kopf auch noch ſo ſehr nach links drehte. Als ich lernte, den Kopf auf die rechte Seite legen, da entdeckte ich einen Baum. Nein, nicht jenen ſchönen Garten, von dem mir die Menſchen erzählten, als ſie an meinem Bette ſaßen, und der angeblich hart am Fenſter ſich dehnt, und in dem ich bald, ſehr bald ſelber ſitzen würde.

Ich entdeckte nur die Krone eines Baumes und wußte nun, wo die Vögel niſteten, die Vögel, die in den vielen Nächten endlich doch anzeigen, daß es Morgen wird.

Wieder eine Woche ſpäter, und nun iſt das Merkwürdige geſchehen, daß man mich in ein anderes Bett legte. Es iſt ſehr ſchwer geweſen. Ich aber habe bei dieſem Anlaſſe, während die Träger mich drehten, einen raſchen Blick durch das Fenſter getan und weiß nun erſt wirklich, daß da ein Garten iſt und eine Mauer. Denn wirklich weiß man ja nur das, was man ſelber ſieht, nicht was andere einem ſagen. Wie es dann doch allmählich beſſer geht, nicht in den Zeiträumen der prophezeienden Ärzte, allerdings, aber nach drei Wochen etwa bin ich ſo weit, daß ein kleiner Springbrunnen unten im Garten mich der Welt näher bringt. Denn an ſeinem Rande ſpielt manchmal ein Kind. Da höre ich es ſchreien, vergnügte kleine Schreie ausſtoßen, ſehe die Eltern dabeiſtehen, das Wunder betrachten, und bringe auch heraus, daß es ein Schiffchen fahren laſſen wollte. Merkwürdig iſt das übrigens, wie lange man in ſolcher Lage braucht, um dieſe Beziehungen zu finden, um etwas Neues zu erkennen, ein Geſicht oder ein Ding, während man längſt ſchon alte Geſpräche wieder aufnehmen kann, über Sachen reden, die man früher ſchon gewußt hat, im alten Kreiſe weitergehen, ja ſogar Konverſation machen. Zu einer Zeit, wo ich wirklich noch nicht imſtande war, auf den Garten zu den Fenſtern hinzuſehen, konnten ſchon Beſuche mit mir gut ſein, und andere an meinen Händen reißen, und andere mir eklen Tratſch erzählen oder mich vielleicht nur ſtören in der großen Ruhe. Ja,

dieſe große Ruhe habe ich zuerſt geliebt und dann eine Weile gehaßt und dann wieder geliebt und dann wieder gehaßt, ſo ging es immerfort. Man wollte mich in das Leben zurücklocken, und die Ärzte taten, was man bei uns in Wien „ein Hölzel werfen" nennt.

Sie erzählten mir nämlich, was in der Welt Tag für Tag vorgegangen, ſie wollten, daß ich die Zeitung leſe, ſie verlangten von mir, daß ich Wünſche habe; ich glaube, manche freuten ſich ſogar, wenn ich Launen hatte, denn dies alles ſchien ihnen zu zeigen, daß ich nun wieder vom Leben abſorbiert werde, in dem Bataillon meinen Platz wieder einnehme, in dem ſogenannten normalen Daſein, aus dem ich durch die anderthalb Stunden Narkoſe und den tiefen Schnitt ſo gründlich entfernt worden war. Man findet ſich ſchwer zurecht, aber dann kommt mit einem Mal der warme Wind ins Zimmer herein, und die Schweſter bringt Sträuße von Roſen und Lilien, die freundliche Menſchen geſchickt haben, und dann lernt man es ſo machen, als ginge einen der ungariſche Ausgleich etwas an oder die ruſſiſche Anleihe; man ſpricht wieder wie früher; der Kreis des Lebens erweitert ſich, und während in den Nächten der erſten Wochen nur das Traurigſte, das man im Leben je gefühlt hat, da war und nicht weichen wollte, nimmt man nun wieder ſeinen gewohnten Platz ein, lieſt ſogar Briefe, macht vorſichtig Pläne. Und plötzlich hat man den Wunſch „Hinaus"; man will weg aus dieſer Welt des Sanatoriums, in der alles für einen gemacht wird, in der das Leben keine Hemmungen hat, die zu überſtehen ſind, in der aber auch keine Knoſpen blühen, die zu pflücken ſind.

Gewiß, man iſt ein wenig geſünder geworden und kann nun ſogar ſchon Schritte machen. Jetzt wird man nachmittag in den Garten hinuntergetragen, und da ſitzt man nun, und hundert Schritte weiter weg ſitzt ein anderer armer Mann, und die Luft drückt und macht müde, und man wird ſehr traurig. Will wieder hinauf, in das Bett, das ja doch das Beſte iſt. Dann kann man, auf den Stock mit der Gummizwinge geſtützt, ein paar Schritte machen, es iſt nicht gerade, was man einen Genuß nennt, aber es ſteigert den Mut. Man will weg, denn man hat angefangen, die Atmoſphäre des Sanatoriums allzu gut zu empfinden, man weiß, wer der Nachbar iſt, was ihm fehlt, und was man ihm getan hat. Man ſieht am Gange eine kokette Frau im ſeidenen Schlafrock, aber man denkt ſich: Mein Kind, im großen Buche ſteht es doch eingeſchrieben, wie es innen bei dir ausſieht. Man wird nämlich in dieſer Zeit boshaft und gemein, man erträgt die Menſchen nicht, ſich ſelber noch weniger, kurz man will weg.

Ich hatte ſo an die zwei Monate Bettkerker, wenn man mir dies Wort geſtatten will, dann fuhr ich hinaus, und tags darauf hatte ich ein maßloſes Heimweh bekommen nach dem Sanatorium, wo alles für mich geſchah, wo es keine Hemmungen in der Welt zu überſtehen gibt, und ich wollte zurück in jenes Haus, wo die guten Schweſtern einen bei der Hand halten, wenn man Schmerzen hat, und wo man ſich nicht raufen muß mit dem Daſein.

Vieles könnte ich noch erzählen von dieſen Wochen, aber ich habe mich doch noch nicht ſo ganz ins Leben zurückgefunden, und das Sprechen macht mich ſehr müde.

Lebensspuren

III. Auf der anderen Seite

Nach langer Krankheit

Ich müßte einen ſehr langen Brief ſchreiben. So lang, daß alle die Stunden dazu nötig wären, die ich jetzt ſtill daſitzen kann, ohne irgend was zu tun, erfüllt von einer vegetativen Ergriffenheit. Das heißt für mich: ein wenig benommen von der Gewalt des Lebens. Ich fühle jetzt, was Ihr andere nur ſehr ſelten, gewiß nicht Tag um Tag empfindet: wie mächtig die Kräfte der Natur ſind, ob ſie ſich nun im Menſchen erweiſen, der auf ſeine Weiſe leben muß, ob er will oder nicht, oder in dem Grasfleck mit den täglich anders gefärbten Blumen, auf die eine bäueriſche, ſo beneidenswert kräftige Frau achtgibt. Ich müßte, um da alles zu erzählen, was mir jetzt nach einer gar ſo langen Krankheit und in Wochen ſchwieriger, ſchmerzlicher Geneſung — ſo nennen es die anderen — alles an Beziehungen zur Natur auffällt, vielleicht die anderen Stunden verlieren, in denen ich traurig bin über die Erfahrungen, die ich in den Wochen machen mußte, als ich daran dachte, daß das Leben mich verlaſſen könnte. Und ich will das nicht, denn man muß ſich merken, wie ſehr unſereiner auf ſich ſelbſt geſtellt iſt, auf den Kreis der allerwenigſten, und wie nutzlos, wertlos, leer das meiſte war, was wir Freundſchaft nannten, und ſogar Beſſeres — — Schließlich aber iſt es gut, daß ich den Brief nicht ſchreibe; er täte Nahen wehe, er klänge Fremden wunderlich ins Ohr, er würde allzu weich und

ganz ſo lang wie jener ſchwediſche Kanal, auf dem wir zu den Trollhättan-Schleuſen fuhren – iſt's gar ſo lang her? Und wo wir auf dem Schiffe ſo viele Erdbeeren aßen mit „Floede", ſüßer Milch – – – ja, die war ſüß.

Nein. Ich ſchreibe den Brief nicht. Nur zu ſagen verſuch' ich, wie es auf einer Reiſe geht, die ich jetzt unternehmen muß, der Reiſe ins Leben zurück – alles iſt mir ja fremd und anders geworden, und Gehen, Stehen, die Kleider ſich ſelber anziehen, Speiſen wählen, gar in der lieben Stadt Salzburg im großen Hotel ſitzen, das iſt für mich etwas unglaublich Schweres und Fremdes, ſo etwa, als wäre ich ein Kind oder ein Japaner. Und einem Japaner hörte man ja gewiß gern zu, wenn er über unſer Leben, unſere Art, unſere Stadt Salzburg ſpräche. Der Vergleich iſt aber auch ſonſt nicht gar ſo ſchief, denn die Japaner ſollen ſich ja auch oft über die Härte unſeres Daſeins beklagen, und mir geht's ebenſo – ich ſuche oft ein Geländer, um mich beim Wege durchs Leben anzuhalten. Es kommt mir nämlich trotz allen Überlegungen und allem, was ich vom Realen weiß, erlebt habe und Notwendigkeit zu begreifen glaube, ganz unnötig grauſam vor. Unnötig grauſam – darauf liegt der Ton. Ich ſehe jetzt, einige Zeit zumindeſt, etwas, was die anderen nicht zu bemerken ſcheinen, nämlich, daß die Leute untereinander ſich ganz zwecklos das Leben, das ohnehin keine Spielerei iſt, noch ſchwerer machen. Es fing mit dieſen Beobachtungen an, als ich nach vielen Wochen zum erſtenmal für eine knappe Stunde aus dem Sanatorium, in dem man mir den Bauch aufgeſchnitten hatte und

in meinem Inneren einiges geflickt, ausfuhr. Der Wagen war allmählich aus den Vorſtädten und den Geländen, wo ſchon kleine Wieſen für die Buben zum Raufen da ſind, hinausgekommen, und dann fuhren wir durch den Wald bei Neuwaldegg. Und da iſt am Wegrain ein kleines Mäderl geſeſſen und hat furchtbar geflennt. Noch im Vorbeifahren aber habe ich gehört, wie die Mutter ihr geſagt hat: „Geſchieht dir ſchon recht, was mußt alleweil in der Erd' herumgraben." Das Kind hatte ſich alſo beim Spielen wehe getan, und ſo wurde es getröſtet. Ich bin an jenem Tage am Abend ſehr lange in Gedanken im Bette gelegen, weil mir, wie das ſo geht, plötzlich eine Menge Sachen von ſolcher Art eingefallen ſind. Ganz naiv habe ich mich gefragt: Warum tut ein Menſch ſo was, daß er einen höhnt, ſchilt, wenn er ſchon ſieht, daß es dem recht elend geht? Warum wühlen die Leute nach Schuld und Vergehen, wenn ſie hören, einer iſt krank oder arm oder geſtorben? Und ſchließlich, wie kommt's, daß noch nicht alle halbwegs vernünftigen Menſchen begriffen haben, daß jeder ja nur tut, was er für ſein Beſtes und das Meiſtverſprechende hält, und auch keiner was anderes im weſentlichen tun kann, als was ſeiner eigenſten Natur gemäß iſt, und daß dann ſpäter eben jeder ſeinen Preis dafür bezahlen muß, ſo wie man im Café ſeine Melange, im Gaſthauſe den Kalbsbraten auf die Dauer nicht ſchuldig bleiben kann? Aber damit ſollte es doch genug ſein. Nein, ſeit ich ein wenig empfindlicher bin, ſeh ich es Tag für Tag, daß einer beim Rechnungzahlen auch noch Vorwürfe hören muß, noch tiefer deprimiert wird

oder wenigſtens ein Lächeln zu ſehen bekommt, das ſagt: „Siehſt' es — da haſt es.“ Nun iſt aber die ganze Herumwurſtlerei dieſes Lebens ja doch ein Ringelſpiel, morgen kommt alſo ein anderer daran, und ſo geht's fort. Darüber wundere ich mich nun jetzt ſo oft und finde, die Leute vergeuden, ganz abgeſehen von aller Unſinnigkeit, eine Menge Kraft bei ſolcher „Gerechtigkeit“. Sie ſcheinen aber nicht anders zu können.

Seltſam. Ich ſchreibe da naive Dinge auf und glaube ſelbſt kaum, daß einer zuhören und mir recht geben wird, und tue es doch, weil mir einfällt, ſehr oft, faſt jede Stunde einmal einfällt: Ihr anderen wißt ja doch nicht, wie Ihr ſeid, die Beziehungen der Dinge zueinander ſind. Denn Ihr lebt Tag für Tag mitten drin und merkt gar nicht mehr, wie ſich die Linien furchen. Ich aber bin aus jener anderen Welt des Bewußtlos- und Langekrankſeins zurückgekommen, und da ſehe ich Abſonderliches beſſer; wie darf ich Euch da meine Erfahrungen verſchweigen? So erzähle ich alſo weiter und bitte zu entſchuldigen, wenn es ein wenig mühſam geht, aber ich muß dieſe Dinge jetzt ſagen, allmählich vergeſſe ich ſie ſonſt vielleicht ſelber. Denn es könnte vielleicht doch geſchehen, daß ich ganz geſund werde, und dann finde ich plötzlich den alten herben Ton wieder und ſage nichts von dem Tiefſten und Weſentlichſten und habe wieder die Maske vor. Wie Ihr faſt alle. Jetzt iſt es heraus: Ich habe entdeckt, daß die meiſten Menſchen mit Larven herumgehen und — daß es ihnen doch nichts hilft. Die einen tun es wie liebe leichtſinnige Mädchen auf den Redouten, haben nur kleine Lärvchen vor. Anderen ge-

lingt es nicht, die Maske, das ganze Leben festzuhalten, und plötzlich stehen sie nackt da. Wieder andere nehmen von Zeit zu Zeit die Maske ab, vielleicht schwitzen sie darunter. Und schließlich gibt es welche, die wirklich bis zur letzten Stunde ihr Gesicht verbergen; gibt es kühle, grausliche Menschen, die nicht einmal eine große Tragik, ein greuliches Geschehnis für einen Augenblick dazu bringt, die Larve wegzutun und ein wirklicher Mensch zu sein. Ganz, ganz wenige sind so einfach oder schließlich so hoch, daß sie ruhig ihre Augen, Stirn und Nase, Lippen und Schläfe herzeigen und meinen: So bin ich, ich kann ja nichts dafür, ich tue mein Bestes, und mehr darf niemand verlangen. Daß aber so viele, fast alle Masken tragen, das habe ich erst jetzt bemerkt und muß es sagen, weil Ihr anderen es vielleicht nicht wißt und weil es doch so unnütz ist, so leer, so elend . . .

Derlei hat man mit Menschen erfahren. Daß so vieles nichts wert war, keinen Deut galt, die Einsamkeit so groß ist, und der österreichische Dichter das Tiefste sagte, als er in dem kleinen Gedichte klagt: „. . . Keiner kann Keinem Gefährte sein . . .“ Müde geworden von den Tagen, in denen man so viel Energie verbraucht, um alle Einzelheiten dieses elenden Lebens zwischen Aufstehen, Gehen, Essen, Briefe-Öffnen und wieder ins Bett-Kriechen auszuführen und den Nächten, in denen man mit der Gewalt des süßen dunkeln Morphiumgiftes kämpft, das allen tristen und wirren Dingen eine glatte Form und helle Farben gibt, — müde geworden, wendet man sich schließlich von den Menschen ab und zu den Dingen, die wir uns gewöhnt haben, tot zu nennen . . .

O, ich bin jung und werde vielleicht noch ſehr alt werden, aber ſicher wird noch der letzte Tag meines Lebens die Erinnerung bewahren an jene Stunde, in der ich zum erſtenmal wieder an der Oper vorbeifuhr und durch die Straßen der inneren Stadt. Und an jene anderen, da ich die erſten Schritte zu Fuß um den Stephansplatz herum machte. Die Dinge hatten mir alle ein friſches Geſicht bekommen. Die Häuſer, der alte Turm, der Zuckerhändler, das Spielwarengeſchäft. Sie ſind ja unverändert dageſtanden alle die Monate, ſeit ich weg war, nur mir ſind ſie jetzt angepfropft von tauſenderlei Bedeutungen, Beziehungen, die ſie vordem nicht hatten. Man ſagt für gewöhnlich, daß ein Menſch in langer Krankheit und vielem Erleben ſein Gedächtnis, ein wenig zumindeſt, einbüßt und erſt langſam, allmählich wieder das Wiſſen all der geweſenen, durchlebten, erfahrenen Dinge wieder erwirbt. In mancher Hinſicht iſt das auch gewiß wahr. Für vieles, was keine Brücke zum Empfinden hat, für Wiſſen, tote Kenntniſſe; aber nie in meinem Leben habe ich mich ſo viel, ſo raſch, ſo ſtark, ſo unwiderſtehlich erinnert, als in den Wochen jetzt, ſeit ich zur Operation ging, an der Exiſtenz verzweifelnd und unluſtig dieſes Daſeins, und dann die vielen Schmerzen hatte. Aus den verſteckteſten Kammern des Gedächtniſſes kamen Figuren hervor und ſprachen, ach wie laut. Was aber gar ſtark in meinem äußeren Daſein gewirkt hatte, das zog in verſchlungenen, verwurſtelten, verknüpften, aber unzerreißbaren Ketten der Bilder immer und immer wieder an den Augen, die ſo gern zum Schlafe ſich geſchloſſen hätten, vorbei. Und jedes Haus öffnete ſich,

gebar Erinnerungen. Jede Straße zeigte alle Szenen, mochten ſie noch ſo gering ſein, die ſich auf ihr begeben hatten. Und jedem ſolchen Fetzen der Vorſtellung längſt vergangener Geſchehniſſe reihte ſich in Schnüren heller oder dunkler Perlen die Erinnerung an das an, was vorher kam oder nachher, ähnlich war an Art, Ton, Schmerz, Freude, und ſo meinte ich denn — dieſe Bilder wechſeln ſchneller als irgendein Kinematograph die ſeinen — in jeder Viertelſtunde mein ganzes Tun und Laſſen dieſer letzten zehn oder zwanzig Jahre noch einmal zu ſehen und zu ſpüren.

Ich habe mich von Wien, alſo erdrückt, geflüchtet und bin nach Salzburg gefahren. Habe ich ſchon geſagt, daß ich dieſe Stadt für die ſchönſte auf der Welt halte, die ich kenne? Und die reicht von Oſt zu Weſt ein gutes Stück. Hier lebt mir nun der Mirabellgarten, Hellbrunn, der kindliche Marſyas als Waſſerſpiel, die Feſte oben, der Weiher von Leopoldskron bei jedem Blick, den ich darauf tue, noch viel hundert Mal ſtärker und bezwingender auf als je zuvor. Und all die vielen Male zeigen ſich im Bilde der Erinnerung, die ich hier war, allein, mit Fremden, Fremdgebliebenen oder Nahen, die jetzt wer weiß wo ſind. Den Frühling ſehe ich vor zehn Jahren, als ich das erſte grüne Blatt hier ſuchte, die Spiele eines heißen Sommers, das kleine Mädchen aus U. S. A., die Weihnachtsnacht, die Schlittenfahrt — wie viel, wie viel . . . Und raſtet einen Augenblick das entnervende Spiel der Gedanken, ſo blick' ich die Salzach entlang, und plötzlich ſehen all die vertrauten Orte vom Dorfe Mülln bis zum Kapellenwege hinauf wieder ganz anders

aus, ſind ſchöner als je —, nur daß einer ſie betrachtet, dem ſehr viel, gar nicht zu ſagen wie viel, weh tut, und der ſich nicht ſchämt, es dieſem ſtarken Baum da, der moosbewachſenen Statue, dem Mozart-Hauſe, dem Glockenſpiele anzuvertrauen, daß er gedrückt und müde iſt und faſt nur eines ihn nicht enttäuſcht hat in dieſer Lebenszeit, und das iſt die Natur da in allen ihren Äußerungen, ob's nun ein altes Häuſel oder ein hoher Berg in blutroter Sonne iſt — die Natur hat Wort gehalten. Sie iſt da und ſie ſtreckt die Arme aus.

Warum Er ſeine 27. Jugend erleben durfte und weshalb Sie denn eigentlich Ihn liebte?

Die Leute am Kaffeehaustiſch ſaßen ſchon ſeit vielen Tagen verdroſſen und einſilbig da, ſowohl nachmittags als nachts. Es wirkte nicht mehr, wenn ein bisher geſchätzter literariſcher Kollege plötzlich zum „widerlichſten Hund" avancierte, es reizte keinem mehr das leiſeſte Lächeln ab, wenn der elegante Zeitgenoſſe vom feierlich, aber breitſpurig einhertrabenden Portier diskret, aber merklich verſtändigt wurde, daß „das Auto" draußen warte, ſogar die allſeitige Milde und Weltheisheit des geliebteſten Stammgaſtes, der ſeit Jahren mit dem ſchönen Rauche allerbeſter Havannazigarren die tiefe Anteilsloſigkeit, die er a l l e n ſeinen „wertvollen" Freunden und Freundinnen mit gleicher Sonne zuteil werden ließ, in verſtehende Güte „umſtiliſierte", verlor an Schätzung. Was war das auch für eine ärgerliche Welt! Sollte es denn wirklich keine Sicherheiten in dieſer Exiſtenz geben? Diesmal war die üble Laune „wohl" berechtigt. Fürwahr! Über zwei Dinge, will ſagen zwei Menſchen, war man ſich klar und einig geweſen; und nun? Gerade die Entwicklung dieſer beiden Angelegenheiten ging ſchief. Vergeblich ſuchten die Herrſchaften mit bewährter Lebensroutine, das, was geſchehen war, „einzuordnen"! Wenn ſie aber, die doch wirklich das Metier des Verſtehens ſeit Jahr und Tag betrieben, nicht verſtehen konnten, wie ſich das hatte ereignen können, da hatte die Geſchichte doch ein Eck. Und ſogar darüber zu ſprechen, war nur

für die erſten vierundfünfzig Stunden genußreich geweſen. Man wußte ja nichts, als daß Er ſeine 27. Jugend erlebte und Sie gerade Ihn liebte. Man hatte ſich das Wort „ausgerechnet", das ſonſt in einem andern Kaffeehausbezirk heimatberechtigt war, erlaubt, weil die beiden „wahrlich" ſich geirrt haben mußten. Trotzdem, man mußte erfahren, wie es ſoweit hatte kommen können. Was ſoll ſonſt die ganze Pſychologie und vor allem die freundſchaftliche Geſinnung, wenn man es weder hindern kann, daß eine Frau, die ſie alle ſchon einer nach dem andern vergeblich geliebt hatten, nun geradezu auf verräteriſche Weiſe und hinter ihrer aller Rücken mit Dem was anfängt, über deſſen endgültiges Ausgeſchaltetſein aus dieſen Lebenskreiſen man ſich in aller Ruhe ein für allemal geeinigt hatte. Der? Nein, er war alt und ekelhaft, arrogant und, wenn er ſchon durchaus nicht hatte ſterben wollen, trotzdem ſie alle ſich damit abgefunden hatten, nun gut, ſo ſollte er weiter über Erotik ſchreiben und reden. Sie lächelten dann nur, und es war ein periodiſch wiederkehrender und ſympathiſcher Geſprächsſtoff, ironiſche Bemerkungen über den Herrn zu machen, der ſo weiſe über Liebesdinge erzählte und der doch in Wirklichkeit ... Nicht einmal homoſexuell war er! Gewiß, früher einmal. Ja, ja, Die und Die vielleicht auch. Und jene, ja, ſie hatte es nicht verheimlicht, auch war er gelegentlich ... Aber das alles war ja lange her. Geweſen! Man durfte ſchon lächeln. Gott, wenn er noch 17 Feuilletons ſchrieb und einer ſehr, ſehr viel Geld gab, vielleicht zwang ſie ſich dann. „Auch das nicht!" war übrigens beſchloſſen worden. Und nun? Zuerſt hatte man gehöhnt. Schön

wird's ihm gehen! Geſchieht ihm übrigens recht. Gerade Die? Nein. Dann ſchlug die Stimmung in ein ſchönes Mitleid mit ihm um; und als Symptom war das ſchon eigenartig. Immerhin: für ſein Herz war nie viel zu geben geweſen, müd und verbraucht ſah er aus, ſie wird ihn bald ganz erledigt haben, nur ſollte er nicht glauben, daß er für ſein lumpiges Bettlerleben dieſes junge Kind haben könne; nicht einmal ihren Schatten, gar den ſchönen, wilden, frechen Körper oder — nein, ſo was glaubte er ja wohl ſelbſt nicht, ihr dummes, aber liebes Herz. Liebe? Oho. Auslachen wird ſie ihn, wenn ſie genug geſpielt hat mit ihm; daß ſie's kann, wußte man am Kaffeehaustiſch. Einmal wurden die Kaffeehausfreunde ſo weich, daß erwogen wurde, ob man ihn nicht warnen ſollte. Es wurde aber beſchloſſen, daß er dazu doch nicht „wertvoll" genug ſei, wozu noch kam, daß man die Freiheit des Individuums zu achten hatte, die junge Dame alſo autoriſiert war, ohne jede freundſchaftliche Einmiſchung mit dem Herrn zu tun — wie mit den Übrigen. Noch ein paar Tage mehr und Lilli, die Geliebte eines ſehr klugen und überlegenen Herrn, den ſie mochte, weil er zu Hauſe nicht ſo — überlegen war, hatte zu berichten gewußt: Er und Sie ſeien ſchon ſo intim, daß Er ganz freundlich geweſen war, als ſie beide auf der Straße angeſprochen und ein Stück begleitet hatte. „Wäre er ..." wollte ſie argumentieren. Aber der Weltweiſe des Tiſches wies ſie zurück: „Nein, umgekehrt. Er denkt, wenn wir denken, daß er denkt ..." Und ein Herr, deſſen Beſonderheit Bemerkungen waren, die von Höflichkeit troffen, erläuterte: „Natürlich, und außerdem iſt das ſeine

hochmütige Art, freundlich zu ſein." Lilli fügte noch hin zu: Sie hätte aber auch etwas im Geſicht gehabt, das . . aber dieſer unberechtigte Verſuch phyſiognomiſche Pſychologie zu treiben, wurde abgelehnt und Lilli las die „Neue Rundſchau". Dann hatten die beiden die Frechheit, zu einer Premiere zuſammen zu gehen und ſo zu tun, als ſei gar nichts los. Und ſchließlich, auch das Telephon iſt nützlich, man konnte nicht mehr zweifeln, und wenn man nun ſie oder ihn „antupfte", ja ſie gaben es beide zu. Es war nicht einmal in ihrem oder ſeinem Tun jenes „Zuviel", das weltkundigen Seelenforſchern die Erinnerung an die Weltweisheit und Nutzanwendung jener jüdiſchen Anekdote bringt: „Du ſagſt doch die Wahrheit, was lügſt du?" hatte ein Iſraelit einmal zum andern geſagt, als der mitteilte, er fahre nach Krakau und es wirklich richtig war, daß er nach Krakau fuhr.

„Es iſt ein Irrtum von ihr," verſicherte alſo die jüngere Gruppe. Wem höheres Alter die Möglichkeit ſich ſo leicht mit Schickſalstatſachen abzufinden, genommen hatte, der erwog eine Zeitlang die Notwendigkeit, die törichte Jungfrau, die es nun alſo nicht mehr war, aus der Liſte der „Menſchen" zu ſtreichen. Es mußte aber davon Abſtand genommen werden, ſie war zu deutlich vorher der Liebling geweſen. Man hatte ja ſogar darüber weggeſehen, daß ſie keine Verhältniſſe hatte und nur in gemeſſenen Abſtänden immer wieder verſucht, ihr den Sinn der Exiſtenz klar zu machen. Daß ſie nicht ſo allein fortleben könne . . . daß das ihre Kunſt ärmlich machen werde . . . ob ſie wirklich gar nie was ſpüre. . . . Und

da dieſe Ratſchläge zu einer reichen Lebensführung ſtets mit deutlichen Hinweiſen geſchloſſen hatten, daß gerade der Ratgeber ſich am beſten zu einer Umſetzung der Theorie in die Praxis eigne, ſo ſah man davon ab, ſie zu verſtoßen. Eines aber war unumgänglich notwendig. Man war füglich berechtigt zu wiſſen, wie es geſchehen war. Warum, wieſo, wozu, was ſich Er dachte, was Er Ihr ſagte, was Sie Ihm ſagte, was Er ſagte, wie ſie beide dachten, daß ſie dachten ... Und als die Spannung alſo groß genug war, legte Lilli die „Neue Rundſchau" weg und erklärte: „Ich gehe morgen zu ihr und frag' ſie." An dieſem Tiſch ſtaunt man nicht. Alſo ſagte nur Lillis Geliebter: „Ich habe auch ſchon beſchloſſen, ihn einmal darüber zu ſprechen." Ein armer Schächer, der erſt zwei Monate am Tiſche ſaß, rief nur: „Wieſo können Sie?" Aber man blickte über ihn hinweg. „Natürlich," merkte nur noch der Weltweiſe an, „meine Meinung nämlich iſt ..." „Wollen Sie damit vielleicht etwas ſagen?" fuhr ein lieber Menſch aber dazwiſchen, deſſen ſchönſte Qualität intellektueller Sport war. Man hatte aber wirklich gar nichts damit ſagen wollen.

Immerhin, auch der nächſte Abend kam. Die Herren ſaßen da und blätterten angeſtrengt und verdrießlich in ihren Zeitungen. Da Lilli noch auf der pſychologiſchen Reiſe war, gab es nur eine Frau am Tiſche, und bei der war einmal herausgekommen, daß ſie verſtohlen die Romanfortſetzungen des Lokalanzeigers ſammelte; was mußte das für eine Seele haben? ... Als endlich der gute Freund, der beſchloſſen hatte, mit Ihm zu ſprechen, kam, verſenkten ſich alle um ſo eifriger in die Blätter.

Lebensspuren

III. Auf der anderen Seite

Neugierig war man an dieſem Tiſche doch nicht. Schließlich aber ſagte einer: „Übrigens, ich finde Tratſchen direkt wertvoll . . .“ Und der Interwiewer, alſo aufgefordert, fuhr heraus: „Er hat ſeine 27. Jugend.“ Nein, das war nicht ſchön! Zum Rätſellöſen ging man nicht ins Café. Dieſer überlegene Intellektuelle hatte es gerade noch nötig. Fünfſtimmig erſcholl die Abwehr: „Mein Lieber, wenn Sie glauben . . .!“ Aber der Liebe glaubte nicht und rief nur aus: „Seine 27. Jugend erlebt er. Ich ſag's Euch doch.“

Erſt allmählich leimte man aus ſeinem Geſtammel einen Bericht der Ausſprache zuſammen. Er hatte dem Anſchein nach lange und ſehr „nüanciert“ Ihm auseinandergeſetzt, was ihn zu der geſellſchaftlich unfreien Menſchen möglicher-, ja wahrſcheinlicherweiſe anfechtbaren Anfrage veranlaſſe. Und hatte ungefähr das gehört: „Gott, ich will nicht die Gelegenheit ausnützen, höhniſche Worte zu ſprechen. Mit meinem Glück Euch zu kränken. Ein Glück — ja das iſt es ſchon. Ich verſtehe Euch auch ganz gut, ich gehe ja auch meine fünfzehn Jahre ins Café. Nur, ſeien Sie mir nicht böſe. Ich gehe eben auch in's Café. Regen Sie ſich nicht auf, ich weiß ſchon, Sie arbeiten. Auch unſere Freunde malen, behauen Steine, gehen zum Rennen — aber vor allem iſt für Euch wichtig: Kaffeehaus. Und da Ihr mich nach dem Kaffeehaus nahmt, hattet Ihr ganz recht, über mich zu ſchimpfen. Erſtens bin ich da wirklich ſehr unangenehm. Du lieber Gott, in ſeinen toten Stunden iſt das der Menſch, und in den lebenden, guten — da bin ich eben anderswo. Im Kaffeehaus da war ich alſo, wie

Ihr gut verſtanden habt: tot, faſt tot. Sie wiſſen, Teuerſter, man lebt und ſtirbt ſozuſagen immer wieder von Zeit zu Zeit. Wie man alt wird und jung und wieder einmal alt und noch einmal jung, bis es dann einmal ganz aus iſt. Wenn einer nun ſein Leben ſo eingerichtet hat, daß er alles oder doch faſt alles zugleich will, vor allem aber ſich es einrichten will, dann ſtimmt ſchon meiſtens das, was die Leute, die ihn von einer Seite oft ſehen, von ihm meinen, auch rund herum. Die unter uns, die auf ihren Ruhm bedacht ſind und auf ihre Arbeit und auf ihre menſchlichen Beziehungen und bei allem, was ſie leben, daran denken müſſen: wie macht es ſich in den Augen meiner Bekannten? ſtimmt es zu dem Bilde, daß ich Ihnen von mir gebe? mache ich mich beliebt? iſt die amour, die ich jetzt anbandle, auch würdig meiner Perſönlichkeit oder muß ich nicht jetzt bald wieder etwas Tragiſches erleben, weil ſich das alle paar Monate gehört? — — kurz alle, die ſich nie hingeben können, weil ſie auf zu vielen Hochzeiten gleichzeitig tanzen wollen und beim Tanzen nie die Sorge los werden: Mach ich's auch gut? ... die aber auch weder zum Bürgerlichen noch zum, wie ſoll ich ſagen, Verbrecheriſchen den Mut haben, weil in ihnen die Angſt iſt: Herr und Gott, gehört ſich das, — und Sie wiſſen, es gibt eben ſo ein ‚Gehört ſich' der Philiſter, die ich gern hab', wie der ‚Höhenmenſchen', — — die alſo werden zwar nicht ſo raſch und ſo oft alt wie ich's geworden bin, aber ſie kommen ſelten dazu, ihre 27. Jugend zu erleben. (‚Ich habe, als er ſo weit war, auch blöd geſchaut,' fügte der Berichterſtatter hinzu) ... Meine 27. ſag' ich — ob die Zahl genau iſt, weiß ich natür-

lich nicht. Wir pointieren ja, — Metier, wie Sie wiſſen — alle etwas gerne beim Erzählen. Aber das iſt wahr, ſowohl damals, als Ihr glaubtet, jetzt hat's bald ein Ende mit ihm, als jetzt, wo mein Leben wieder in die Höh geht, hab' ich an meiner Art eins wenigſtens als gut, wenn auch nicht immer als vernünftig und für den Augenblick wohltuend, mir bewahrt: Ich kann mich hingeben, mich verlieren bis ins Übelſte, und ich mach' kein Programm für mein Leben, hab' keinen Stundenplan, frag' nicht, ob das gut ausgehen, gut ausſchauen wird, was ich tu' oder mir geſchieht — im Kaffeehaus bin ich nicht geblieben. Sie ſchauen ein biſſel ſonderbar, lieber Freund, und meinen: was hat das mit meiner Frage zu tun? Denn eigentlich ſollte ich Ihnen doch ſagen, wie ich es angeſtellt habe, daß dieſes junge, wilde, geliebte Kind mich müden, verbrauchten Menſchen glücklich machen will. Aber auf ſo eine Frage Antwort geben, iſt zu einfach oder zu ſchwer. Und weil Sie doch ein Amateur für ſchwere Sachen ſind, erzähle ich Ihnen, daß ich eben zum 27. Mal jetzt jung bin, weil mich zum 27. Mal eine Frau lieb hat, nein, weil ich zum 27. Mal eine lieb habe, und mich verlier' in ihr. Mich verlieren kann, ganz verlieren ohne Frage, was draus wird, ob und wann ſie mich ſtehen laſſen wird, auslachen, höhnen, ob's hätte geſchehen können, daß ſie aufgeſchrien hätte vor Spott und Zorn, daß ich's wage, ſie haben zu wollen, ob Ihr gelächelt hättet oder lachen werdet — das alles kann ja noch geſchehen! Und geb' mich hin, wie ich mich dem Hoffen und dem Arbeiten, dem Reiſen, fremden Ländern, dem Krank-Sein, dem Müd-Sein, Alt-Sein, dem Leben über-

haupthingegeben hab'. Wie ich mich in allem, allem verlieren wollte und durfte – ohne Klugheit, ohne Vernunft, ohne Einteilung und – ohne ans Kaffeehaus zu denken. So sein können, das ist vielleicht etwas, was Frauen lieb haben können ... weil ich das sechsundzwanzig- oder tausendmal getan habe, darf ich jetzt zum siebenundzwanzigsten Mal jung sein und ...."

„Reden Sie nicht," unterbrach einer der ärgerlichen Zuhörer. „Ihre gescheite Psychologie und *seine* kokette Eitelkeit kombiniert, das ist zuviel, das kann kein Roß aushalten, und zum Glück kommt die Lilli, die wird was Besseres wissen ..." Lilli setzte sich hin, aß Kuchen mit Schlagsahne, wiegte den Kopf und erzählte: „Ja, Kinder, bei Ihr war ich. Zuerst habe ich ihr alles erzählt, was ich mir zu Haus vorgenommen hab', sie ist am Sofa gelegen und hat verzuckerte Nüss' gefressen, eine Schachtel voll – du, du mußt mir auch welche kaufen, ich hab' gefragt, woher sie sind. Dazu hat sie in sich hineingegrinst. Na Ihr wißt, was für ein freches Gesicht sie machen kann. Aber lieb, lieb hat sie ausgesehen. Und ich hab' hineingebohrt in sie, warum gerade Den, nicht den Rudi oder den Hans oder ... also Euch alle. Wie Er Sie erobert hat? Wie Er ist? Ob gar so zärtlich? Und ob Sie ihn auch ganz liebt, na, aus dem Herzen halt. Kein Wort. Ob Er so gut ist zu Ihr und ob Sie sich so einsam gefühlt hat, daß sie's gar nicht mehr hat aushalten können. Ob was los war und Er ihr vielleicht geholfen hat. Nur frech gelacht hat Sie. Und bei aller Frechheit so was schön Weiches hat Ihr Gesicht jetzt. Ärgert Euch nur! Ich hab' aber nicht Ruh ge-

geben. Was ſie denn an ihm liebt, ob Er Ihr was vorgeredet hat und wie's Ihr jetzt vorkommt, wo Sie doch ... Ob Er Ihr das Himmelreich verſprochen hat? Gebettelt hab' ich ſchließlich, Sie ſoll doch ſagen, wenigſtens wie's gekommen iſt ... Ja, und da hat Sie aufgeſchaut und geſagt: ‚Wie? wie? ... Genommen hat Er mich und ich hab' Ihn lieb.'

Und frech gelacht hat Sie."

Inhalt

Der letzte Wunsch 1
Von der Liebe 27
Die Sünde der Frau Agnes Helfert 39
Der arme Junge 73
Die beiden Schlüssel 83
Othello 95
Mein Freund, der Genüßling und Tor . . . 105
Susi 117
Der Abschied 129
Lebensspuren
Die nie geschriebenen Seiten 137
Operation 147
Auf der anderen Seite 161
Warum Er seine 27. Jugend erleben durfte und weshalb Sie denn eigentlich Ihn liebte? . 171

Von W. Fred ist bisher u. A. erschienen:

Die Prae-Raphaeliten 1900
Briefe an eine junge Frau 1900
Giovanni Segantini 1901
Modernes Kunstgewerbe 1902
Leise Dinge 1903
Roman eines Globetrotters 1903
Die Wohnung 1904
Psychologie der Mode 1905
Madrid 1905
Die Straße der Verlassenheit. Roman 1906
Indische Reise 1907
Salzburg 1908
Literatur als Ware 1911

Druck von Mänicke & Jahn in Rudolstadt.

Princeton University Library
32101 068183506